

**Johann-Philipp-Palm-Preis
für Meinungs- und Pressefreiheit**

**Dritte Verleihung
3. Dezember 2006
Schorndorf**

Dokumentation

Redaktion: Annette Barth, Martin Pfeiffer



Dr. Hans-Georg Wieck (am Pult), Dr. Maria Palm (Mitte), Preisträger, Dolmetscher
Foto: S. Pavlovic, zww

**In memoriam
Johann-Philipp Palm
1918 – 2004**

Vorwort

Die Weltkarte der Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen hat 2006 in Europa einen schwarzen Fleck. Weißrussland, die Heimat unserer Preisträgerin Asya Tretyuk, ist ein Land, in dem das freie Wort nichts gilt, in dem – nach den Worten von Frau Tretyuk in dieser Dokumentation – „die unabhängigen Medien keines natürlichen Todes sterben“. Ähnlichen Gefahren ist der Journalismus in Ghana ausgesetzt, dem Land der unabhängigen Zeitung „The Point“, unserem zweiten Preisträger. Es gehört auch hier großer Mut dazu, sich – mit den Worten des leitenden Journalisten Pap Saine – „dem Sturm zu stellen“.

Mit dem Johann-Philipp-Palm-Preis, der am 3. Dezember 2006 in Schorndorf zum dritten Mal verliehen wurde, möchte die Palm-Stiftung diese herausragenden Vorbilder für Meinungs- und Pressefreiheit ehren und unterstützen. Die vorliegende Dokumentation soll diesen Moment festhalten. Darüber hinaus dient sie der Reflexion. Die Grußworte von Herrn Oberbürgermeister Klopfer und von Herrn Ministerialdirektor Munding stellen den Bezug zu Johann Philipp Palm, zu seinem Geburtsort Schorndorf, zur Kultur unseres Landes her. In seinem Festvortrag „Wer hat Angst vor der Zivilcourage?“ zeigt Prof. Robert Leicht mit Wortwitz tiefgründig auf, wie wichtig es in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft ist, gegen die Konformität anzudenken und gibt dabei selbst ein Beispiel. Freiheit will immer neu gewonnen sein. Die Laudatoren Dr. Hans-Georg Wieck und Christoph Link führen uns kenntnisreich in die politischen Systeme Weißrusslands und Afrikas ein und begründen die Entscheidung des Kuratoriums eindrücklich.

Dr. Thomas Schnabel beschreibt in seinem Vortrag, der anlässlich des 200. Todestages des Namensgebers des Preises am Vorabend der Verleihung gehalten wurde, die Geschichte von Johann Philipp Palm und wie er zu einer historischen Gestalt wurde. Dr. Thomas Schnabel verdeutlicht damit den Grundgedanken, der den Preis trägt. Die Palm-Stiftung würde sich freuen, wenn die Dokumentation der vielschichtigen Beiträge diese Idee weiter befördern würde.

Dr. Maria Palm und Dr. Ulrich Palm
Für den Vorstand der Palm-Stiftung e.V. Schorndorf

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Mitglieder des Kuratoriums	7
Presseerklärung	8
Begrüßung: Dr. Ulrich Palm	10
Grußwort: Oberbürgermeister Matthias Klopfer	12
Grußwort: Ministerialdirektor Max Munding	14
Festvortrag: Prof. Dr. h.c. Robert Leicht	19
Laudatio für Asya Tretyuk: Dr. Hans-Georg Wieck	32
Erwiderung von Asya Tretyuk	35
Laudatio für Pap Saine, Repräsentant der Zeitung „The Point“: Christoph Link	43
Erwiderung von Pap Saine, Repräsentant der Zeitung „The Point“	51
Programm des Festaktes	60
Zum 200. Todestag von Johann Philipp Palm: Dr. Thomas Schnabel	63
Dank: Dr. Ulrich Palm	80

Mitglieder des Kuratoriums

Dr. Manfred Caspari, Generaldirektor a.D. der Europäischen Kommission

Freimut Duve, Publizist, ehem. Medienbeauftragter der OSZE

Senator h.c. Hermann Fünfgeld, Intendant i.R.

Winfried Kübler, Oberbürgermeister a.D. der Stadt Schorndorf

Prof. Dr. Robert Leicht, Politischer Korrespondent der ZEIT

Dr. Ulrich Palm, Universität Heidelberg, Vertreter der Familie Palm

Martin Pfeiffer, Kirchenrat i.R., Landeskirchlicher Beauftragter für Europafragen a.D.

Dr. Johannes Pieck, RA, HGF der Bundesvereinigung Deutscher Apothekerverbände a.D.

Dr. Eberhardt Renz, Landesbischof i.R.

Matthias Schepp, Leiter des Moskauer Büros des Spiegel

Dr. Thomas Schnabel, Leiter des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg

Hubert Spiegel, verantw. Redakteur für Literatur, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Christa Vosschulte, MdL, stellv. Präsidentin des Landtags von Baden – Württemberg

Dr. Joachim Worthmann, Ressortleiter der Innenpolitik, Stuttgarter Zeitung

Presseerklärung

Johann-Philipp-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit 2006

Preisträger: Asya Tretyuk, Journalistin in Weißrussland und Tageszeitung „The Point“ in Gambia/Westafrika

Asya Tretyuk, Journalistin in Weißrussland, und die Tageszeitung „The Point“ in Gambia sind die diesjährigen Träger des Johann-Philipp-Palm-Preises für Meinungs- und Pressefreiheit.

Sie teilen sich den Preis für Meinungs- und Pressefreiheit, der von der Palm-Stiftung Schorndorf alle zwei Jahre verliehen wird. Der diesjährige Festakt zur Verleihung des Preises findet am 3. Dezember in der Barbara-Künkelin-Halle in Schorndorf statt.

Asya Tretyuk berichtet mutig über die fragwürdigen Strafprozesse, die Staatspräsident Lukaschenko gegen seine Widersacher anordnet. Stets stehen Fragen der Menschenrechte, der Justiz und ihrer Verfehlungen sowie soziale Fragen im Zentrum ihrer journalistischen Arbeit. Seit Jahren gilt sie daher als Protagonistin des Widerstandes gegen die Regierung Weißrusslands. In der Auseinandersetzung mit dem Regime wagte sie sich so weit vor, dass es für sie zurzeit sehr schwierig geworden ist, oppositionelle Pressearbeit zu leisten. Die Zuerkennung des Johann-Philipp-Palm-Preises bedeutet moralische, professionelle und materielle Unterstützung von Frau Tretyuk. Gleichzeitig möchte die Palm-Stiftung damit zur Lage in Weißrussland kritisch Stellung beziehen und ein politisches Signal setzen.

„The Point“ ist die erste unabhängige Tageszeitung in Gambia. Sie wurde 1991 von Deyda Hydara und Pap Saine gegründet und kann seit Anfang dieses Jahres mit 3000 Exemplaren täglich erscheinen. In regelmäßiger Berichterstattung will sie für unabhängige und freie Meinungsäußerung einstehen. Im Dezember 2004 ist ihr Chefreporter Deyda Hydara ermordet worden. Doch mit ungebrochenem Engagement setzt sich Pap Saine, der von der ersten Stunde an mit dabei gewesen war, weiterhin für die Meinungs- und Pressefreiheit in seinem Lande ein. Er wird die Unterstützung für „The Point“ stellvertretend entgegennehmen.

Im Oktober wird in Gambia gewählt. Dort findet auch das diesjährige Gipfeltreffen der Afrikanischen Union statt. Die Auszeichnung mit dem Johann-Philipp-Palm-Preis ist als Unterstützung der Tageszeitung gedacht. Zugleich soll das öffentliche Interesse hierzulande auf Gambia gelenkt werden.

Ausgewählt wurden die Preisträger aus einer Reihe preiswürdiger Kandidatinnen und Kandidaten, die die Kuratoren und Kooperationspartner der Stiftung, Reporter ohne Grenzen und amnesty international, vorgeschlagen hatten.

Schorndorf, im August 2006

Begrüßung

Dr. Ulrich Palm, Mitglied des Vorstandes der Palm-Stiftung e.V.

Schorndorf

Sehr geehrte Damen und Herren,

vor zweihundert Jahren erlebte unser Land eine Zeit des großen Umbruchs. Der deutsche Idealismus ist zur vollen Blüte gebracht. Immanuel Kant erhebt den Menschen in seiner Moralphilosophie als Person mit Würde zum absoluten Maßstab der Gesetzgebung. Fichte erkennt ein ursprüngliches Menschenrecht, das allen Rechtsverträgen vorausgeht. Hegel formuliert das Rechtsgebot: „sei eine Person und respektiere die anderen als Personen“. Philosophie, Dichtung und Wissenschaft stehen in diesem Sinn in einer vielfältigen Wechselwirkung. Es ist aber auch eine Zeit der politischen Wirren. Im Jahr 1806 stehen französische Truppen auf dem Vormarsch. Auf Druck Napoleons gründen deutsche Fürsten den Rheinbund. Der deutsche Kaiser Franz II legt daraufhin die Krone nieder. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen Anfänge im 10. Jahrhundert zu verzeichnen sind, endet am 6. August 1806.

Beide Entwicklungsstränge – sowohl der geistesgeschichtliche als auch der politische – bilden die Grundlage dafür, dass der Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Palm ungewollt historische Bedeutung erlangt. Im Juni 1806 verlegt Palm die anonyme Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, in der der napoleonische Imperialismus und die Kollaboration deutscher Fürsten angeprangert werden. Napoleon fürchtete das gedruckte Wort. Für ihn war die Buchdruckerkunst „ein mit gefährlichen Waffen gefülltes Zeughaus“. Auf seinen ausdrücklichen Befehl hin, der die Erschießung innerhalb von 24 Stunden nach dem Urteil bereits anordnet, wird Palm – obwohl formaler Friede bestand – von französischen Gewalten mit Hilfe deutscher Mitläufer in Nürnberg verhaftet, ins neutrale Österreich verbracht und dort nach einem Kriegsgerichtsverfahren ohne rechtliches Gehör zum Tode verurteilt. Wie befohlen, wird Johann Philipp Palm innerhalb Tagesfrist – am 26. August 1806 – hingerichtet.

Der französische Kaiser will sein statuiertes Exempel publik machen und lässt das Urteil des Schauprozesses deutschlandweit verbreiten.

Die Wirkungen sind aber andere als Napoleon sich erhofft. Die krude Machtdemonstration mag Furcht verbreiten und abschrecken. In einer Gesellschaft aber, die den Menschen als freies Wesen, als Person mit Würde anerkennt, ruft eine solche Willkürentscheidung auch innere Empörung hervor. Presseorgane im nichtbesetzten Teil Deutschlands verurteilen die Tat scharf. Sammlungen für die Hinterbliebenen werden selbst in London und im russischen Petersburg angestellt. Eindrücklich ist in diesem Zusammenhang die letzte Handlung des Reichskammergerichts. Am Todestag des Buchhändlers wenden sich die Richter an den abgedankten deutschen Kaiser, um ihm die Einstellung des Dienstes an den Reichsbürgern mitzuteilen. Die in Rechtsakten des Reichskammergerichts vorgesehene Schlussformel „Wir ersterben in tiefster Unterwürfigkeit“ wandeln sie ab in „Wir ersterben in tiefster Erniedrigung“ und greifen damit den Titel der herausgegebenen Flugschrift auf. Palm, der im Prozess den Namen des Verfassers der Flugschrift nicht preisgab, wird zu einem Symbol des aufrechten Widerstandes.

Heute, zwei Jahrhunderte später, dürfen wir hier zwei Personen begrüßen, die in ihrem Land solche Symbole bilden, die das Recht auf freie Meinungsäußerung unter erheblichen persönlichen Risiken einfordern und wahrnehmen. Sehr verehrte Frau Tretyuk, sehr geehrter Herr Pap Saine – Sie sind herausragende Vorbilder für Standhaftigkeit und aufrechte Entschlossenheit gegen scheinbar übermächtige Gewalten. Es ist mir als Mitglied des Stiftungsvorstandes eine große Ehre, Sie heute im Namen der Stifterin Dr. Maria Palm, der Palm-Stiftung und der Großfamilie Palm herzlich willkommen zu heißen. Sie beide werden heute den Johann-Philipp-Palm Preis für Meinungs- und Pressefreiheit 2006 entgegennehmen, der unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg, Günther Oettinger, steht.

Grußwort

Oberbürgermeister Matthias Klopfer, Schorndorf

Sehr geehrte Frau Dr. Palm,
sehr geehrte Frau Tretyuk und Herr Saine,
verehrte Kuratoriumsmitglieder,

es freut mich sehr, Frau Tretyuk und Herr Saine, dass Sie heute in Schorndorf sein können. Auch bei uns in Deutschland sieht man sich manchmal in der Meinungs- und Pressefreiheit beschränkt – dies ist allerdings nicht annähernd zu vergleichen mit den Repressionen und Gefährdungen, die Sie erleiden müssen, um in Ihren Presseorganen Ihre Meinung zu äußern. Ich zolle Ihnen tiefen Respekt für Ihren Mut, Ihre Zivilcourage und Ihre Konsequenz, mit der Sie das Gut der Pressefreiheit hoch halten.

Für eine Demokratie gibt es nichts Wichtigeres als eine freie Presse – als Kontroll- und Oppositionsinstanz. Meinungsvielfalt ist unabdingbar. Es gibt und soll keine Staatsmeinung geben, das wäre „Meinungseinfalt“. Dies sage ich auch und gerade als Politiker, als der ich bestimmt in den nächsten Jahren das ein oder andere Mal Zielscheibe mancher spitzer Feder sein werde.

Durch Artikel 5 unseres Grundgesetz ist die Pressefreiheit gewährleistet - und - ausdrücklich genannt: „Eine Zensur findet nicht statt.“ Es ist für mich erstaunlich und bewundernswert, wie weit Menschen gehen, um das Recht der Meinungsfreiheit zu erlangen respektive auszuüben. Johann Philipp Palm, der Namensgeber der Stiftung und des Preises, dessen 200. Todestag sowie 240. Geburtstag wir dieses Jahr begehen konnten, hatte unter eben jener Zensur zunächst seine Freiheit und dann sein Leben eingebüßt.

In unserem Staatsgebilde können wir uns diesen Schritt, den auch Frau Tretyuk und Herr Saine gegangen sind und bei dem es in der Tat um Leben oder Tod gehen kann, nicht vorstellen. Um in die Zeit vor Napoleon, der Johann Philipp Palms Todesurteil fällte, zurückzukommen, sei hier ein Zitat von Voltaire genannt: „Ich mag verdammen, was Du sagst, aber ich werde mein Leben dafür einsetzen, damit Du es sagen darfst.“

Die Presse ist ein gleichermaßen gefürchtetes wie wirksames Instrument der Politik. Deshalb ist es nicht weiter verwunderlich, dass alle Diktaturen ein Merkmal haben: die Gleichschaltung der Medien.

Angesichts der immer medialeren Welt und des Einzuges der Medien in jeden Winkel unserer Gesellschaft hege ich die Hoffnung, dass es für Diktatoren und Unterdrücker immer schwieriger wird, diese Macht in Schach zu halten; dass es so schwierig wird, dass diese Art staatlicher Systeme bald der Vergangenheit angehört. Dies hoffe ich auch für die beiden Preisträger.

Sehr geehrte Frau Dr. Palm, Ihnen und Ihrem verstorbenen Ehemann und Ehrenbürger der Stadt Schorndorf, Johann-Philipp Palm, ist es zu verdanken, dass dieser wichtige Preis hier in Schorndorf verliehen werden kann. Die Stadt Schorndorf dankt Ihnen und Ihrer Familie sehr dafür – nicht nur, dass Schorndorf dadurch in den Blickpunkt des Medieninteresses rückt, dieser Preis dient auch dazu, die Tradition Ihres Vorfahren fortzuführen und hilft jenen, die Leib und Leben für die Pressefreiheit einsetzen.

Herzlichen Dank!

Grußwort

Ministerialdirektor Max Munding, Ministerium für Ernährung und ländlichen Raum

**Repräsentant des Schirmherren des Johann-Philipp-Palm-Preises,
Herrn Ministerpräsident Günther H. Oettinger**

Sehr geehrte Frau Dr. Palm, verehrte Familie Palm,
sehr geehrte Frau Tretyuk,
sehr geehrter Herr Pap Saine,
meine Damen und Herren,

I.

„Die Buchdruckerkunst ist ein mit gefährlichen Waffen gefülltes Zeughaus“ – diese Aussage Napoleon Bonapartes zeigt, es gibt Waffen, vor denen haben auch die mächtigsten Potentaten – damals wie heute – Angst: das Wort, sei es das gesprochene, das geschriebene oder das gedruckte Wort.

Vor 200 Jahren, am 26. August 1806, wurde der gebürtige Schorndorfer Bürger und Buchhändler Johann Philipp Palm Opfer dieser Potentatenangst und in Braunau hingerichtet.

Das Militärgericht begründete sein Urteil mit der Erwägung,

- „dass, wo sich immer eine Armee befindet, es die erste ... Sorge des Chefs sein müsse, über ihre Sicherheit zu wachen,
- dass die Verbreitung solcher Schriften ... die Sicherheit der Armee und der Nationen bedrohe,
- dass nichts dringender sei, als die Fortschritte einer Lehre zu hemmen, ... durch welche die Achtung, die man den gekrönten Häuptionern schuldig sei, gefährdet werde, welche ferner den ihrer Regierung anvertrauten Völkern schädlich sei, weil mit anderen Worten alle Ordnung und Subordination zusammenstürze.“

Die Argumente, so man sie als solche bezeichnen will, sind – mutatis mutandis – stets dieselben.

Die Diktion angepasst, sind sie austauschbar nach Regime, Zeit und Ort.

Johann Philipp Palm hat sein Schicksal tapfer und mit beeindruckender Haltung getragen. Bei seiner Verhaftung lehnte er es ab, den Namen des Autors der Flugschrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ preiszugeben. „Ich kann ihn ... nicht nennen, er ist Familienvater wie ich, und es kostet ihn sein Leben, wenn ich ihn verrate“ so Palm zu seiner Frau.

II.

Die Beschäftigung mit Johann Philipp Palm ist auch eine Geschichte von Einvernahme und Instrumentalisierung seiner Person und seines Handelns, z. B. als Märtyrer der deutschen Freiheit oder Vorbild im Kampf gegen den Erzfeind Frankreich und die nationalistische Sache.

Erschreckend ist auf der anderen Seite auch, wie geblendet selbst Geistesgrößen in politischen Lagen sein können. So soll Johann Wolfgang Goethe zwei Jahre später im Oktober 1808 in einem Gespräch mit dem Schriftsteller Johannes Daniel Falk die Hinrichtung Palms gerechtfertigt haben. Sinngemäß: Er fände es ganz in der Regel, dass Napoleon einem Schreier wie Palm eine Kugel vor den Kopf schießen lasse, um das Publikum, das die Zeit nicht abwarten könne, sondern überall störend in die Schöpfung des Genies – gemeint war Napoleon – eingreife, ein für allemal durch ein eklatantes Beispiel abzuschrecken.

Der Zeitgeist und der Mantel der Geschichte – beide trüben den freien Blick.

Bestürzende Beispiele für die Vereinnahmung von Intellektuellen, die es eigentlich besser wissen müssten, finden sich in der Geschichte leider immer wieder, bis hin zu bestürzenden Ergebenheitsadressen, gegenüber Nationalsozialismus, Stalinismus und anderen Diktaturen.

Die Palm-Stiftung hält die Erinnerung an Johann Philipp Palm wach und wirkt der Vereinnahmung entgegen. Vor allem aber ergreift sie Partei für Freiheit dort, wo sie bedroht ist.

III.

Die Auszeichnung der Preisträger ist nicht nur eine verdiente Würdigung mutiger Persönlichkeiten, sondern immer auch ein Signal an Autokraten und Machthaber, denen Presse- und Meinungsfreiheit ein Dorn im Auge sind; ein Signal, dass sie nicht unbeobachtet schalten und walten können.

Selbst wenn es in ihren Ländern keine oder nur eine eingeschränkte Öffentlichkeit gibt, es wird immer Menschen und Gesellschaften geben, die (zugegebenermaßen nicht immer sofort) sehr wohl wahrnehmen, was geschieht – in Weißrussland, in Gambia oder anderswo.

Demokratie und eine offene Gesellschaft schaffen Öffentlichkeit als Bedingung der Möglichkeit diskursiver Auseinandersetzung. Ganz kantianisch Bedingung der Möglichkeit von... – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Denn: „alle Maximen, die der Publizität bedürfen (um ihren Zweck nicht zu verfehlen) stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen.“ (Immanuel Kant).

Presse und Medien haben eine öffentliche Aufgabe, keine staatliche und auch keine gesellschaftliche; keine einklagbare, aber dafür eine nicht minder verantwortungsvolle. Objektiv, aber nicht unbedingt neutral, berichten, informieren, Themen und Fragen zum Gegenstand des Öffentlichen und dann auch des Politischen machen. Ein Forum schaffen, dass Antworten entwickelt werden können auf die immer neu zu stellende Frage: wie wollen wir leben?

Zeitungen und Medien dürfen daher auch nicht zur reinen Ware und zum bloßen Konsumgut werden.

IV.

Die russische Lyrikerin Anna Achmatowa stellt ihrem berühmten Gedicht „Requiem“ eine Schilderung aus der Zeit des stalinistischen Terrors als eine Art Vorwort voran. Sie schreibt:

„In den schrecklichen Jahren des Justizterrors unter Jeschow habe ich 17 Monate schlangestehend vor den Gefängnissen in Leningrad verbracht. Einmal erkannte mich jemand irgendwie. Da erwachte die hinter mir stehende Frau mit blauen Lippen, die natürlich niemals meinen Namen gehört hatte, aus der uns allen eigenen Erstarrung

und fragte mich leise (dort sprachen alle im Flüsterton): 'Und das können Sie beschreiben?' Und ich sagte 'Ja'. Da glitt etwas wie ein Lächeln über das, was einmal ihr Gesicht gewesen war."

Im Epilog zum Gedicht von 1940 fasst Anna Achmatowa dies in die Worte:

„Nun heb ich ... meine Hand,
Nicht nur für mich, für jede, die dort stand“.

Avishai Margalit wird in seiner Untersuchung über die Ethik der Erinnerung daran anknüpfend die Figur des moralischen Zeugen entwickeln, des Zeugen, der Teil hat, der berichtet nicht nur über das Schreckliche selbst, sondern auch über die Opfer.

Journalisten können in solche Situationen der Zeugenschaft geraten. Ja zu sagen auf die Frage „und das können Sie beschreiben?“.

V.

Die Preisträger Asya Tretyuk in Weißrussland und die Tageszeitung „The Point“ von Pap Saine und seines vor zwei Jahren ermordeten Mitstreiters Deyda Hydera haben in der Situation ihrer Länder diese Antwort gegeben und mit ihren Berichten Öffentlichkeit hergestellt.

Im Namen der Landesregierung von Baden-Württemberg gratuliere ich Asya Tretyuk und Pap Saine zu der ehrenvollen Auszeichnung mit dem Johann-Philipp-Palm-Preis.

Frau Tretyuk, Herr Pap Saine, wir haben hohen Respekt vor Ihrer Arbeit und Ihrem Einsatz für Menschenrechte und Freiheit in Ihren Ländern. Ich wünsche, dass der Preis Ihnen Rückhalt und Unterstützung für Ihr journalistisches Engagement geben möge.



Prof. Dr. h.c. Robert Leicht
Foto: S. Pavlovic, zvw

Festvortrag

Prof. Dr. h.c. Robert Leicht, Hamburg
Präsident der Evangelischen Akademie zu Berlin, politischer
Korrespondent der ZEIT, Honorarprofessor an der Universität Erfurt

Wer hat Angst vor der Zivilcourage?

Mannesmut vor Fürstenthronen und Politikermut vor Bürgersesseln

Über Zivilcourage in der deutschen Gegenwart zu sprechen, scheint zunächst doch eher ein Luxusproblem zu sein. Dies gilt vor allem, wenn wir uns Lebensumstände und Verdienst der heutigen Preisträger vor Augen halten – oder wenn wir an die früheren Träger des Johann-Philipp-Palm-Preises erinnern. Und Sie alle werden mir gewiss zustimmen, wenn wir auch heute in diese Erinnerung Anna Politkowskaja einschließen, die am 7. Oktober in Moskau ermordet wurde, als Antwort auf ihre unerschrockene Berichterstattung, nicht zuletzt über den – auf beiden Seiten – schmutzigen Krieg in Tschetschenien. Und Anna Politkowskaja steht zugleich für viele Journalisten, die von Feinden der Wahrheit ums Leben gebracht wurden.

Wo brauchte man in deutschen Landen heutzutage schon solche Zivilcourage? Gewiss: bis 1989 hätte man im Osten unseres Landes darüber anders gedacht. Auch dies ist übrigens einer der Gründe, sich über die Wiedervereinigung nach wie vor zu freuen, dass nämlich unsere Landsleute in den neuen Bundesländern nun endlich nicht *mehr* Zivilcourage aufbringen müssen als wir Bewohner der gebrauchten Länder.

Aber müssen wir in diesem Land wirklich ernsthaft Zivilcourage aufbringen? Gut, man muss sich streiten, man muss für seine abweichenden Überzeugungen offen eintreten, wenn man etwas erreichen oder gar ändern will. Aber so ist das halt in der Demokratie!

Dass dies so ist, ist einer langen Vorgeschichte zu verdanken, in der dann um 1800 auch als früher Kämpfer für bürgerliche Freiheiten und nationale Selbstbestimmung

Johann Philipp Palm aufleuchtet, hier in Schorndorf aufgewachsen – und vor 200 Jahren, am 25. August 1806 aufgrund eines Dekrets des Franzosenkaisers Napoleon, also aus reiner Willkür, erschossen worden. In seiner Verlagsbuchhandlung war ein Text mit dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ erschienen, in dem zum Widerstand gegen die Franzosen und deren bayerische Verbündete aufgerufen wurde. Der eigentliche Akt der Zivilcourage des Namenspatrons des heute wieder zu vergebenden Preises bestand nun nicht nur darin, dass er diese Schrift zum Druck gebracht hatte, sondern dass er darüber hinaus sich bis zum Schluss weigerte, die Namen der eigentlichen Autoren preiszugeben. Ermordet wurde Palm, der Verleger von „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ in Braunau am Inn. Dass die allertiefste Erniedrigung Deutschlands später ausgerechnet von Braunau ihren personifizierten Ausgang nehmen sollte – dies gehört zu den absonderlichen Merkwürdigkeiten unserer Geschichte.

Indes, als Johann Philipp Palm seine Art der Zivilcourage unter Beweis stellte – da gab es diesen Begriff noch gar nicht. Das Wort selber geht ursprünglich auf Otto von Bismarck zurück, der als noch junger Abgeordneter am 17. Mai 1847 im vereinigten preußischen Landtag eine seiner provozierenden Reden gehalten hatte. Bei einem Essen sagte ihm darauf ein älterer Verwandter: „Du hattest ja ganz Recht, aber so etwas sagt man doch nicht“, worauf Bismarck erwiderte: „Wenn du meiner Meinung warst, hättest du mir beistehen sollen.“ Die Episode hatte ihn so verstimmt, dass er später zu seinem Freund Robert von Kodell die seither legendäre Bemerkung anbrachte: „Mut auf dem Schlachtfeld ist bei uns Gemeingut, aber Sie werden nicht selten finden, das es ganz achtbaren Leuten an Civilcourage fehlt.“

Zunächst scheint es so, als werde hier der Mut im Kriege dem Mut im Zivilleben gleichgestellt – oder, von mir aus, umgekehrt. Aber schon bei näherer Betrachtung dieses sozusagen Ausgangssatzes unserer heutigen Besprechung stoßen wir auf entscheidende Unterschiede. Mut im Kriege, das war – jedenfalls für den gemeinen Mann, und der war immer in der Überzahl – eine Sache von Befehl und Gehorsam. Aber Zivilcourage ist eben nicht durch Befehl und Gehorsam zu sichern und zu erzwingen, im Gegenteil: Im Zweifel richtet sie sich geradezu gegen Befehl und Gehorsam. Der militärische Gehorsam – und die befohlene Tapferkeit – kommen weithin von außen und müssen vom Soldaten verinnerlicht werden; die Zivilcourage hingegen muss von innen kommen und sich – eben als Äußerung – gegen die Außenwelt durchsetzen.

Sehr plastisch wurde dieser Unterschied, als einer unserer Bundeswehr-Soldaten in der Kontroverse um die Totenschädel-Bilder aus Afghanistan sein Mitmachen bei diesem lästerlichen Unfug so erklärte: Hätte er sich abseits gehalten oder gar Widerspruch eingelegt, hätte er damit rechnen müssen, als „Weichei“ verspottet zu werden. Da sieht man es: Wäre dem Mann ein tapferer Einsatz gegen Terroristen befohlen worden, so hätte er den militärischen Befehl gewiss erfüllt – doch der inneren Stimme zu folgen und aus eigener Kraft Nein zu sagen zu einem solchen Treiben, dazu fehlte ihm die Zivilcourage. Der arme Tropf wollte nicht als „Weichei“ erscheinen – und hat sich gerade deshalb als eines erwiesen. Es sei allerdings auch dies hinzugefügt: In der politisch-medialen Skandalisierung der Angelegenheit haben die Politiker sich in Empörungs-Eskalationen geradezu überboten (und die militärische Führung hat sich diesem Druck mehr oder weniger unterworfen), weil eben keiner von ihnen als moralisches Weichei erscheinen wollte – obwohl es die Zivilcourage doch auch gegenüber der Massen- und übrigen Presse gibt (die mit diesem Skandal doch vorwiegend ihr Geschäft betrieben hatte)... obwohl es die Zivilcourage doch geboten hätte zu sagen: Nun mal halblang – und mit Augenmaß. Denn weder war dies eine Leichenschändung und Störung der Totenruhe nach unserem Strafgesetzbuch gewesen (dazu fehlte es an allen Tatbestandsvoraussetzungen) – noch war es, juristisch gesprochen, grober Unfug, denn der steht gar nicht mehr im Strafgesetzbuch. Dem politisch-medialen Skandalgott ist eifrig geopfert worden. Zivilcourage verantwortlicher Politiker sähe anders aus. Zur Ehre des Bundespräsidenten sei allerdings betont: Wenigstens Horst Köhler hatte sich exponiert, um die Dimensionen zurecht zu rücken.

Zurück noch einmal zum „Eisernen Kanzler“: Der Militär hatte seinerzeit, so nannte man das jedenfalls damals, nur zu parieren. Und der Zivilist damals – aber auch! Denn auch dieses wollen wir keineswegs vergessen. Bismarcks Stichwort kann ja nicht davon ablenken, dass er selber, wann und wo immer er über Macht verfügte, jegliche konträre Regung von Zivilcourage geradezu gnadenlos und rachsüchtig unterdrückte. Um nur ein Beispiel von vielen möglichen zu nennen: Vor den Wahlen wurden die Beamten des Königreichs Preußen wie des Reiches scharf angewiesen, sie hätten auf jeden Fall für die die Regierung tragenden Parteien zu stimmen – wehe, wenn nicht. Aber auch sonst war im weitesten Sinne Ruhe durchaus die erste Bürgerpflicht – und der Zivilist ohnehin ein Bürger zweiter Klasse in einem politischen und gesellschaftlichen System, in dem der Mensch eigentlich erst beim Reserveleutnant anfang.

Es fehlte eben in deutschen Landen, und übrigens nicht nur dort, ein Autor wie der Engländer John Stuart Mill, der im Eingang seiner Schrift über die Freiheit von 1859 herausarbeitete, dass mit der Etablierung einer Repräsentativverfassung – davon waren die deutschen Staaten seinerzeit ja noch weit entfernt – das Problem des gesellschaftlichen Konformitätsdruckes keineswegs erledigt sei. Er spricht sogar von einer bedrückenden „Tyrannei der Mehrheit“ – und fährt in diesem Sinne wörtlich fort:

„Die Gesellschaft kann ihre eigenen Erlasse ausführen und tut es auch; und wenn sie unvernünftige Befehle statt richtiger erlässt oder sich überhaupt in Dinge mischt, die sie nichts angehen, dann übt sie eine soziale Tyrannei aus, fürchterlicher als viele andere Arten politischer Bedrückung... Schutz gegen die Tyrannei der Bürokratie ist daher nicht genug. Wir brauchen zudem einen Schutz gegen die Tyrannei des vorherrschenden Meinens und Empfindens, gegen die Tendenz der Gesellschaft, durch andere Mittel als staatliche Strafen ihre eigenen Ideen und Praktiken als Lebensregeln denen aufzuerlegen, die eine abweichende Meinung haben, – auch gegen die Tendenz, die Entwicklung und, wenn möglich, die vollendete Ausformung einer jeden Individualität abzuschneiden, die nicht mit ihrem eigenen Kurs harmoniert, und alle Wesen zu zwingen, sich nach ihrem eigenen Modell zu formen.“

Das sprachliche Pathos in Mills Darlegungen mag uns überholt erscheinen – seine soziologische und mentale Analyse ist von bleibender Aktualität, gerade in einer Zeit des Moden- und Markenzwanges. Es gibt schließlich auch einen Konformismus der selbtherrlichen Regelmässigkeit und der sachlichen Anspruchslosigkeit.

Für die Kreativität und Produktivität, aber auch für die freiheitliche Würde einer Gesellschaft kommt es entscheidend darauf an – und auch hierin können wir direkt auf John Stuart Mill zurückgreifen – , welches Maß an Non-Konformismus und substantieller Individualität sie gegen die, wie Mill es nennt, „kollektive Mittelmässigkeit“ aufbieten kann.

Freier geht es gewiss zu in einer solchen vitalen Gesellschaft, einfacher gewiss nicht. Ja, wahrscheinlich kann man es auch mit der Angst zu tun bekommen – mit Angst mindestens vor Kontrollverlust, auch mit Furcht um den Bestand der eigenen, vermeintlich gesicherten Überzeugung. Denn der Witz des produktiven Non-Konformismus ist es ja gerade, dass er die Sicherheit der offenen Kontroverse höher setzt als die Sicherheit der vorherrschenden Meinung – und dies bewusst auch um den

Preis, dass die abweichende Meinung durchaus verfehlt sein kann. Die Pointe des Non-Konformismus liegt darin, dass mir der Widerspruch im Zweifel wichtiger ist als der Zuspruch. Ein solcher Widerspruch kann ja, machen wir uns nichts vor, zumindest äußerst lästig sein – und der Widersprechende ist manchmal wirklich nur eine Nervensäge. Aber immer noch gilt: Lieber törichter Widerspruch als dumpfe Zustimmung.

Ich frage mich gelegentlich, wie viel Unsinn in deutschen Vorstandsetagen hätte verhindert werden können, wenn sich dort nicht immer noch erhebliche Restbestände autoritärer Herrschaft und altertümlichen, sozusagen vor-bismarckschen Macho-Gehabes halten könnten.

Bismarck forderte Zivilcourage – und fürchtete, ja unterdrückte sie (gerade deshalb) rigoros. Ja, Zivilcourage hat durchaus auch etwas mit Angst zu tun – mit einer Angst, die beide überwinden müssen: derjenige, der sie wagt – und derjenige, der sie geboten bekommt.

Wir wollen aber heute davon absehen, von dieser Stelle aus neuerlich zur aktiven Zivilcourage aufzurufen. Das ist zwar immer wieder richtig, auch immer wieder notwendig – aber doch auch zugleich so ermüdend wie jeder Aufruf zum moralisch Selbstverständlichen. Aber es hat durchaus seine außerordentliche Berechtigung, dass die Palm-Stiftung immer wieder Beispiele gelebter Meinungs- und Pressefreiheit, also der Zivilcourage, auszeichnet; vor allem, dass sie dabei über die Grenzen unseres Landes hinausschaut, dorthin, wo der aufrechte Gang der Journalistinnen und Journalisten weitaus mühseliger ist. Persönliche Vorbilder wirken allemal überzeugender (und überdies zugleich beschämender) als allzu hochgemute Sätze.

Deshalb – und bevor wir uns dem zweiten Teil, sozusagen dem Untertitel des Vortrages zuwenden – nur wenige pragmatische Ratschläge.

Zum Ersten: Persönlichkeiten wie Johann Philipp Palm haben in der Verfassungs-, und Gesellschaftsgeschichte unseres Landes uns Nachgeborenen die enormen Freiräume vorbereitet, in denen wir uns bewegen können; auch wenn – dunkle Paradoxie unserer Geschichte! – all dieses zwischen 1933 und 1945 erst noch einmal aufs Fürchterlichste zu Schanden werden musste, bevor es doch nun hoffentlich befestigt

steht. Aber Freiräume müssen genutzt werden, sonst verkümmern sie wie Muskeln, die keiner betätigt.

Dazu bedarf es – heute jedenfalls – keiner Helden, sondern nur möglichst vieler Frauen und Männer, die verhindern, dass wir eines Tages wieder Helden brauchen: Die Wachsamkeit, das offene Wort, auch der Widerstand, jeweils aber: im Kleinen – das ist es, was eine freie Gesellschaft braucht. Keine dieser Aufmerksamkeiten ist, für sich genommen, eines Preises würdig – aber zusammengenommen verhindern sie, dass wir eines Tages einen hohen Preis bezahlen müssen.

Zweitens: Mancher sieht mutiger aus, als er es ist – dabei hat er über eventuelle Risiken einfach nicht nachgedacht. Aber wer sich da und dort in seinem Alltagsleben vor seinem Gegenüber und dem freien Wort fürchtet, obwohl es ihm von seinem Gewissen und seiner Selbstachtung geboten wird – der spreche es dennoch einfach aus. Oft wird er überrascht feststellen, dass der andere es gar nicht so krumm nimmt, wie befürchtet – wenn aber nicht: Dann ist es immer noch besser, der andere ärgert sich über einen, als man selbst – über sich selber. Das Letztere nämlich untergräbt nach und nach die Selbstachtung und krümmt den aufrechten Gang.

Drittens: Eigentlich meinen wir, Zivilcourage werde vor allem dadurch betätigt, dass man rechtzeitig den Mund auf- und auf Missstände aufmerksam macht. Schon wahr! Aber in die heutige Medien-, Politiker- und Partywelt hinein sei auch dies gesagt: Es gehört heutzutage nicht selten eine erhebliche Zivilcourage dazu, einfach einmal – gut lutherisch ausgedrückt – das Maul zu halten, anstatt sich an jedem sogenannten Diskurs oder Talk zu beteiligen und dabei die Prämie für möglichst schrilles Gerede einzustreichen. „Wir bringen unsere Tage zu wie ein Geschwätz!“, klagte schon der Psalmist. Das Ärgerliche an diesem Geschwätz ist aber nicht nur der unmittelbare verbale und gedankliche Leerlauf, sondern die Tatsache, dass darüber die Ohren und Sinne für das wirklich Wichtige abstumpfen.

Nun aber zum zweiten Teil und Untertitel des Ihnen versprochenen Vortrags: „Mannesmut vor Fürstenthronen und Politikermut vor Bürgersesseln“.

Das ursprüngliche Motto – von Friedrich von Schiller – formuliert, stammt aus einer Zeit, in der das eigentliche Problem in der Tat die Fürstenwillkür war. Schiller

übrigens, in der letzten Strophe seiner „Ode“, der wir seit Beethoven den Zusatz „an die Freude“ beigeben, benutzte ein anderes Wort:

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen,
Brüder, gält' es Gut und Blut!
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Männerstolz – heute auch, schon im Blick auf unsere Preisträgerin, Frauenstolz: Das verweist eben auf die Selbstachtung (im Gegensatz zum nur befohlenen Gehorsams-Mut), auf die Motivierung der Zivilcourage aus dem Inneren der Persönlichkeit!

Die Throne sind beiseite geräumt worden – anderswo etwas früher als bei uns. Doch wir hatten schon bei John Stuart Mill erfahren, dass es im Hinblick auf die Freiheit mit der Beschränkung politischer Allmacht durch demokratische Selbstregierung längst nicht getan ist. Auch wenn der Mannesmut – und der Frauenstolz - vor Fürstenthronen nicht mehr nötig sind, weil es keine Fürsten (und Diktatoren) mehr gibt, lauert doch selbst im rechtlich und konstitutionell verfassten Staat stets die gesellschaftliche Tyrannei der Mehrheit, also der regellos mächtige soziale Konformismus. Diese Bedrohung aber, und insofern haben wir über John Stuart Mill hinaus zu lernen, richtet sich heutzutage nicht nur gegen das irritierte, machtlose Individuum, sondern in der gegenwärtigen Demokratie auch gegen die vermeintlichen Inhaber der Macht selber, gegen die Politiker – und zwar als Einzelne wie als Kollektive, also auch gegen die Parteien.

Sowohl Gerhard Schröders viel zu später Aufbruch zur Agenda 2010 als auch Angela Merkels Wahlkampf im vorigen Jahr für eine einigermaßen konsequente Reformpolitik wurden entweder von der eigenen Mehrheit (so bei Schröder) oder von den schon sicher geglaubten Wählern (so bei Frau Merkel) abgestraft – wobei wir nicht vergessen wollen, dass Schröder aus gnadenlosem Opportunismus und wider besseres Wissen jenen durchaus zivilcouragierten „Professor aus Heidelberg“ höhnisch lächerlich gemacht hat, obwohl er unter anderen Umständen dessen vielleicht etwas

unzeitgemäß vorgebrachten Thesen locker hätte zustimmen können, ja sachlicherweise sogar hätte zustimmen müssen. Aber bevor wir uns in deutschen Parteilichkeiten allzu schnell verstricken, sollten wir zugleich sehen: Überall dort, wo in Europa Regierungen mutig genug waren, entschlossene Reformen einzuleiten, übrigens auch mit messbaren Erfolgen, die deren Länder besser dastehen lassen als unseres, wurden sie hernach in Wahlen nicht etwa belohnt, man schaue nach Dänemark, Holland, Österreich, vielleicht – wengleich mit gewissen außenpolitischen Einschränkungen – auch nach Großbritannien.

Das systemische Problem dahinter lässt sich wie folgt umreißen: Werden die Demokratien imstande sein, ihre Politiker und Wähler – und zwar aus freien Stücken – zu der Einsicht zu erziehen, dass jede Generation die Rechnungen für ihre Lebensentscheidungen und Ansprüche aus der eigenen Tasche zu bezahlen hat? Sonst nämlich geht am Ende die Rechnung nicht auf und freiheitliche demokratische Verfassung unter. In der bisherigen Geschichte haben Demokratien durchwegs auf der Grundlage gelebt, dass sie wesentliche Anteile – sozusagen – ihrer „Lebenshaltungskosten“ auf andere abgewälzt, also – wie der Ökonom sagt – „externalisiert“ haben. Das fing so an in der attischen Demokratie, die sich ihre Getreidekontributionen bis aus dem Schwarzen Meer heranschiffte, das war so im Kolonialismus, das ist bis heute so – etwa darin, dass wir die ökologischen Folgelasten unseres Lebensstils kommenden Generationen von Menschen und Tieren auf Erden und in der Atmosphäre zuschieben. Helmut Schmidt hatte schon 1982 seiner SPD-Fraktion vorgehalten, die sozial-liberale Koalition habe in den 13 Jahren seit 1969 ihre „Erfolge“ wie folgt finanziert: durch eine Flucht in die beschleunigte Staatsverschuldung, in die Inflation, durch ein Zusammenstreichen öffentlicher Investitionen, also der Zukunftssicherung, sowie durch eine stärkere steuerliche Belastung der Arbeitnehmer. Irgendwie hat sich daran im Grundsatz und per saldo noch nichts geändert, wie immer die Koalitionen parteipolitisch eingefärbt waren.

Es fehlte eben der „Politikermut vor Bürgersesseln“ – und dieses Defizit ist auf die Dauer unserer politischen Ordnung und Freiheit nicht minder unbekömmlich als der Mangel an individueller Zivilcourage. Dabei ist ja gar nicht zu bestreiten, dass es im Blick auf eigene Wahlaussichten und Karrieren überaus schwierig ist, für politisch notwendige Zumutungen und Einsichten zu werben – das haben wir ja im letzten Wahlkampf und in diesem Jahr danach nur zu deutlich gesehen. Da hilft auch kein oberflächliches Moralisieren. Doch je länger man mit der Wahrheit zuwartet, desto

schwieriger wird es, sie auszusprechen. Als der Bundesfinanzminister kürzlich sagte, man müsse im Hinblick auf das eigene Alter vielleicht auch gegenwärtigen Konsum etwas einschränken, vielleicht auch auf die eine oder andere Urlaubsreise einmal verzichten – war das Geheul groß, vor allem in der populistischen Massenpresse. Und keiner seiner politischen Kollegen wagt es, ihm einfach beizuspringen. Mancher mag sich gedacht haben: „Du hattest ja ganz Recht, aber so etwas sagt man doch nicht“ – Sie erinnern sich gewiss des Zitates... Und dabei hätte auch Peer Steinbrück ohne Weiteres auf Bismarck zurückgreifen können: „Wenn du meiner Meinung warst, hättest du mir beistehen sollen – aber du wirst nicht selten finden, das es ganz achtbaren Leuten an Civilcourage fehlt.“

Gustav Radbruch, der bedeutende Rechtsphilosoph und Justizreformer in der Weimarer Republik, hat zum Verfassungstag 1931 gesagt: „Deutsche Parteien haben die einfache Wahrheit noch nicht zu beherzigen vermocht, dass Regierung oder für eine Regierung verantwortlich sein heißt: Wählerstimmen verlieren. Die Kunst, ohne Risiko zu regieren, ist noch nicht erfunden worden.“

Wir erleben heute, wie ungemein schwierig es ist, einer anspruchsvollen Wählerschaft das politisch Notwendige abzurufen – und gleichwohl Wahlen zu gewinnen; und welche Zivilcourage Politikern abverlangt wird, ein Volk aus dieser inflationären Anspruchsspirale bei gleichzeitigem internationalen Wettbewerb herauszuführen. Lieber beschließen sie, zum Fenster hinaus, eine Verlängerung des Arbeitslosengeldes I – und erklären gleichzeitig im Saale: Daraus wird natürlich nichts! Welch' verächtlicher Dummenfang!! Wobei sich doch selbst die sogenannten Dummen so gar nicht mehr einfangen lassen!

Irgendwann müsste doch das Nachdenken darüber einsetzen, weshalb wir es in unserer parlamentarischen Politik und parteipolitischen Rhetorik zwar so herrlich weit gebracht haben mit dem Dem-Volke-nach-dem-Munde-Reden und der Professionalisierung der Meinungsforschung und Wahlpropaganda – und trotzdem (oder gerade deshalb) die Beteiligung an Wahlen, das Engagement in Parteien und die Zufriedenheit mit dem Funktionieren unserer Demokratie so drastisch nachlassen.

Wir sollten also die Kurzsichtigkeit unserer Perspektive korrigieren – und das gilt auf der individuellen wie auf der politischen Ebene: Nur wer sich selber achtet, kann die Achtung der anderen erringen. Nur wer Zivilcourage wagt, kann auch auf bürgerliche

Reputation hoffen. Und wer jede politische Zumutung verweigert, darf auf Dauer nicht mehr mit politischem Zuspruch rechnen. Das aber setzt eines voraus: Das wir uns, jeder und jede für sich, aber auch jede Interessengruppe und jede Partei für sich und für alle andern, von der Selbsttäuschung befreien, ein Gemeinwesen könne erhalten werden und gedeihen, wenn jeder immer nur seinen eigenen kleinen Nutzen vor Augen hat, wenn jeder nur zu seinem eigenen Vorteil redet und alle nur wie eine Ministerpräsidentin, die ihr Amt schwinden sieht, öffentlich fragen: „Und was wird dann aus mir?“

Ich möchte dies alles zum Beschluss anschaulich machen an zwei Politikern, denen ich selber gerne gleichzeitig und zu gleichen Teilen einen Preis für politische Zivilcourage verleihen würde – wenn ich denn die Aussicht sähe, sie noch gleichzeitig an einen Tisch zu bekommen. Der eine der beiden wird in sechs Tagen 80 Jahre alt, der andere bald 88. Beide sind so konträr, wie man es sich nur vorstellen kann, obwohl sie einer Partei angehören. Aber wir hatten ja schon festgestellt: Für den Lob-Preis der Zivilcourage kommt es nicht darauf an, ob jemand nach – etwa – meiner Ansicht, in der Sache recht hat. Ich kann mich also auch durchaus über die Zivilcourage zweier Politiker freuen, die einander heftig widersprechen, wenn sie nur den Mut aufbringen, für ihre Überzeugungen einzutreten – auch wenn sie dies ihr Amt kostet oder ihre Wahlaussichten schmälert. Erhard Eppler also und – wir nannten ihn schon – Helmut Schmidt.

Wer wollte bestreiten, dass Erhard Eppler, der am 9. Dezember ziemlich in der Nähe von hier seinen 80. Geburtstag begeht, viele Prügel, Spott – auch von Helmut Schmidt! – und viele vordergründige Misserfolge hinzunehmen hatte, weil er für seine Überzeugungen geradlinig eingetreten ist – und dass er dennoch eine der prägenden und, ja: wertkonservativen Figuren in diesem Lande ist, von der wir viel über die Ernsthaftigkeit der Welt und der Politik gelernt haben?

Und wer wollte bestreiten, dass Helmut Schmidts Bedeutung und Achtung bis heute damit zu tun haben, dass er sowohl in der Finanzpolitik als auch in der Sicherheitspolitik seinen Kurs selbst gegen innerparteiliche Kritik – gerade auch von Erhard Eppler – durchgehalten hat, obwohl ihm durchaus klar dabei war, dass er damit das Ende seiner Regierung herbeiführen würde?

Wer aber schließlich wollte bestreiten, dass eben beide – gerade auch in ihrem unüberbrückbaren Widerspruch zueinander – ein je eindrucksvolles Vorbild von dem gelebt haben, was wir unter dem Stichwort „Politikermut vor Bürgersesseln“ gefordert haben – und weiter fordern dürfen, solange wir selber den Männer- und Frauenstolz, ja: vor Königsthronen? – nein: vor unserer eigenen Zaghaftigkeit und Vorteilsangst aufbringen.

Vorbilder wie unsere beiden heutigen realen Preisträger und wie meine beiden zusätzlichen, hypothetischen Preisträger – Vorbilder, wir sagten es schon, wirken allemal überzeugender (und zumal beschämender) als alle allgemeinen Forderungen. Und deshalb ist dazu auch nichts Weiteres mehr zu sagen.



Asya Tretyuk
Foto: S. Pavlovic, zvw

Unter der Schirmherrschaft
des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg,
Günther H. Oettinger,

verleiht die



Palm – Stiftung
Gemeinnütziger Verein e.V. Schorndorf
Apotheker Dr. med. Maria und Johann-Philipp Palm

Frau
Asya Tretyuk

Minsk

Journalistin

den

Johann-Philipp-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit 2006

Für ihre mutige und präzise Berichterstattung über die Regierung Weißrusslands.

Unter schwierigsten Bedingungen kämpft Asya Tretyuk seit Jahren für die Verwirklichung der Meinungs- und Pressefreiheit in ihrem Land.

Ihre Aufklärungsarbeit über mangelnde Rechtsstaatlichkeit und soziale Fragen des Landes ist ein herausragendes Beispiel für einen unerschrockenen Kampf um Demokratie und Menschenrechte.

Asya Tretyuk teilt sich den Preis mit der unabhängigen Tageszeitung „The Point“, Gambia.

Schorndorf, den 3. Dezember 2006
Palm-Stiftung gemeinnütziger Verein e.V. Schorndorf

Der Vorstand
Dr. Maria Palm

Für das Kuratorium
Dr. Manfred Caspari

Laudatio für Asya Tretyuk, freie Journalistin in Weißrussland

Botschafter a.D. Dr. Hans-Georg Wieck, Hamburg

Leiter der OSZE Berater- und Beobachtergruppe in Weißrussland 1997 bis 2001

„Bei Amtsantritt 1994 versprach der neu gewählte Präsident Weißrusslands, Alexander, die Menschen glücklich zu machen. Seither hat das Land alles verloren: seinen Wohlstand und vor allem die Freiheit. Im Zuge einer „Verfassungsrevolution“ durch ein umstrittenes Referendum beseitigte Lukaschenko alle Elemente der Gewaltenteilung, die das kurzzeitig demokratische Weißrussland Anfang der neunziger Jahre eingeführt hatte. Im November 1996 löste er das demokratisch gewählte Parlament auf. Fast alle Staatsgewalt liegt nun in seinen Händen.“

Mit diesen Worten charakterisierte Asya Tretyuk in einem in der ZEIT am 4. Dezember 2003 unter der Überschrift „Land der Kriminellen“ erschienenen Artikel die politische, die staatsrechtliche und bürgerrechtliche Lage ihres Heimatlandes. Der Aufsatz berichtet im Einzelnen über die Gefälligkeitsjustiz, die in diesem Land unter Lukaschenkos Kontrolle eingeführt wurde – in seinen Worten „die beste Strafgesetzgebung der Welt“, mit deren Hilfe er Belarus in ein Land von Kriminellen verwandelte. Mehr als 100.000 Menschen waren zum damaligen Zeitpunkt in Untersuchungshaft oder in Strafvollzugsanstalten – sehr oft, wie ich selbst durch Besuche erfahren konnte, unter unmenschlichen Bedingungen.

Asya Tretyuk ist eine unbestechliche Beobachterin des belarussischen Rechtswesens, vor allem der Gerichte und Staatsanwälte, die das Geschäft des Präsidenten besorgen, nämlich seine politischen Gegner auszuschalten und in den Augen der Öffentlichkeit zu demütigen. Die Bürgerinnen und Bürger des Landes werden in der ständigen Furcht vor der Willkür der Staatsorgane – der Geheimdienste, der Verwaltungsstrukturen und der Gerichte – gehalten und dies in einem Land, in dem mehr als 80 Prozent der werktätigen Bevölkerung in staatlichen Betrieben oder Verwaltungen arbeiten, also vom System wirtschaftlich und finanziell abhängig sind.

Während meiner Tätigkeit als Botschafter der OSZE (Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa) in Belarus von 1997 – 2001, also in den Anfangsjahren der Lukaschenko-Diktatur, konnte ich beobachten, dass Asya ihr Hauptaugenmerk auf die grob fehlerhaft geführten Strafprozesse gegen die politischen Gegner von Alexander Lukaschenko gerichtet hatte. In manchen Fällen handelte es sich bei den Angeklagten um seine früheren politischen Weggefährten, wie z.B. um den ersten Ministerpräsidenten unter seiner Präsidentschaft von 1994 – 1996, Michael Tschigir. Mit großem Mut und fundierter Sachkenntnis über die Straf- und Strafprozessgesetze des Landes unterrichtete sie die Öffentlichkeit durch Berichte und Artikel in der freien Presse über die ständigen Rechtsbrüche, die sich im Lande ereigneten.

Aber unter dem Druck des Regimes musste eine freie Zeitung nach der anderen, auch solche, die wie Asya Tretyuk mit dem Preis der ZEIT-Stiftung für die Freie Presse in Osteuropa ausgezeichnet worden waren, ihr mitteilen, dass sie nicht mehr als Mitarbeiterin oder als freie Journalistin für das jeweilige Blatt tragbar sei. Lukaschenko zwang die freie Presse, diese engagierte und unbestechliche Journalistin zur journalistischen Nichtperson werden zu lassen, zur Arbeitslosen, zur geächteten Person. Auch Menschenrechtsorganisationen bedeuteten ihr, dass sie dort keine Tätigkeit finden könne. Asya Tretyuk leidet unter dieser Demütigung durch das Regime und unter dem Verhalten, verständlich wie es sein mag, der Berufskollegen und unabhängiger Zeitungen. Sie ist eine Fremde im eigenen Lande geworden.

Sie, die Leitung und die Juroren der Palm-Stiftung, zeichnen mit Asya Tretyuk eine Persönlichkeit für eine großartige journalistische Leistung zur Offenlegung des Unrechtssystems in Belarus aus. Sie ehren einen Menschen, der in seinem Land Berufsverbot hat, der isoliert wird und der auch sonst keine geeignete Tätigkeit finden kann, weil die Aufpasser des Systems in jeden Betrieb und jede Vereinigung hineinleuchten, um herauszufinden, ob dort etwa ein Feind des Regimes Unterschlupf gefunden hat.

Asya Tretyuk (geb. 1950 in der Ukraine) weist eine glänzende Karriere als Journalistin auf.

Nach dem Studium der Architektur und des Hoch- und Tiefbaus (1965 – 1968) und entsprechender beruflicher Tätigkeit kehrte sie in den achtziger Jahren an die Universität zurück, um Journalismus zu studieren.

In ihrer im Jahre 1989 beginnenden journalistischen Tätigkeit spezialisierte sie sich auf die Berichterstattung und Analyse der Rechtspraxis in der Sowjetunion und später in Belarus sowie die Beobachtung der kommunalen Verwaltung. Sie schrieb von 1989 – 1992 für die Betriebszeitung „Lutsch“ („Heller Schein“) eines der bekanntesten Werke in Minsk, der Minsker Uhrenfabrik, deren Produkte in alle Welt gingen und wohl noch gehen.

Dann schrieb sie nacheinander für die unabhängigen Zeitungen „Svobodnoye Novosti plus“ (1994-1999), „Belorusskaja Gazeta“ (1999 – 2002) und für die ebenfalls unabhängige „Belorusskaja Delevaja Gazeta (2002 – 2003). Schließlich war ihr Auftraggeber die belarussisch-litauische Internet-Zeitung „Belarusfree“ (2003 – 2004). Auch diese Zeitung musste ihr Erscheinen einstellen. Der häufige Wechsel war die Folge der Einwirkungen des Regimes auf die Zeitungen, Asya Tretyuk keinen Platz für ihre Aufsätze einzuräumen.

Asya Tretyuk wurde im Jahre 1999 für ihre journalistische Leistung auf dem Gebiet des Rechtswesens mit einem von der amerikanischen Nichtregierungsorganisation IREX, der OSZE und von der EU (TACIS) gestifteten Preis ausgezeichnet. Es folgte im Jahre 2001 der Preis Junge Presse Osteuropa der ZEIT-Stiftung.

Sie zeichnen mit Asya Tretyuk eine vom Lukaschenko-Regime systematisch verfolgte Journalistin des freien und sorgfältig abgewogenen Worts über das in Belarus herrschende kriminelle Justizsystem aus. Asya Tretyuk gilt mein Dank für ihre großartige Leistung und für ihren unerschütterlichen Mut. Ihnen, der Stiftung, gilt mein Dank für Ihren Entschluss, Asya Tretyuk auszuzeichnen und ihre Leistung in Deutschland erneut bekannt zu machen.

Erwiderung

Asya Tretyuk, freie Journalistin in Weißrussland

Sehr geehrte Frau Dr. Maria Palm,
sehr geehrte Vertreter der Johann-Philipp-Palm-Stiftung,
sehr geehrte Kuratoren,
sehr geehrter Herr Dr. Wieck,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

vielen Dank für die Ehre, die mir heute durch die Auszeichnung mit diesem hoch angesehenen Preis erwiesen wurde. Es ist der Preis einer Stiftung, die den Namen eines mutigen deutschen Patrioten, des kühnen Buchhändlers und Verlegers Johann Philipp Palm trägt. Unwillkürlich muss ich das, was ich heute hier sehe und empfinde, damit vergleichen, wie man mit Journalisten in meiner Heimat umgeht. Dadurch gewinnt dieser Preis für mich eine besondere Bedeutung.

Ich komme aus einem Land, in dem die Rücknahme der wirtschaftlichen Reformen, die das Privateigentum entwickeln sollten, in vollem Gange ist. Ein Land, in dem eines der grundlegenden Prinzipien der Demokratie, der Grundsatz der Gewaltenteilung, nicht funktioniert, in dem die Justiz der Exekutive vollständig untergeordnet ist und in dem das Parlament entmachtet ist, weil die Gesetze im Land durch Dekrete des Präsidenten ersetzt werden, die meist die Rechte und Freiheit der Persönlichkeit und der Zivilgesellschaft einschränken.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache: Das Wahlsystem der Republik Weißrussland entspricht nicht den internationalen Normen. Deshalb hat die Staatengemeinschaft keine der in den vergangenen zehn Jahren abgehaltenen Wahlen als legitim anerkannt. Das trifft im Übrigen auch auf den Inhaber des höchsten Staatsamtes zu; Alexander Lukaschenko hat sich im November 1996 durch einen verfassungswidrigen Umsturz vom Präsidenten zum Diktator gemacht.

In einem Interview mit der Zeitung „Handelsblatt“ hat Lukaschenko behauptet, zu Adolf Hitlers Zeiten sei nicht alles schlecht gewesen in Deutschland. Und noch ein

Ausspruch Lukaschenkos ging als geflügeltes Wort um die Welt – „ich werde mein Volk nicht in die zivilisierte Welt führen“. Dieses Versprechen hat er gehalten. Ein Beweis dafür ist, dass die Zustände in Weißrussland ständig auf der Tagesordnung der internationalen Politik stehen und wie ein Refrain die Forderung erhoben wird, die Verfolgung der Oppositionellen und der unabhängigen Presse zu beenden.

Der Kampf des weißrussischen Regimes gegen die oppositionell gestimmte Öffentlichkeit richtet sich vor allem gegen die unabhängigen Massenmedien. Mit jeder Kampagne der Machthaber gegen die angebliche Wühlarbeit feindlicher Kräfte gegen Weißrussland, gegen die Umtriebe des Westens, der CIA und anderer Volksfeinde, spricht Feinde des Präsidenten, stärkt das Regime seinen eigenen Propagandaapparat und blockiert zugleich alternative Informationsquellen, denen die demokratisch gesinnten Kräfte vertrauen. Als Ergebnis sind viele bedeutende unabhängige Publikationen im Fluss des Vergessens versunken, und Journalisten, die dem totalitären Regime nicht dienen wollten, verstärken das Heer der Arbeitslosen.

Bei einer Besprechung mit hochrangigen Mitgliedern der Führung im März 2003 verlangte der weißrussische Diktator vom Minister für Information eine Bestandsaufnahme aller Medien im Land. Der Befehl lautete wörtlich – ich zitiere –: „Diejenigen, die sich nicht anpassen, die nicht im Gleichschritt gehen und die zum Schaden des Staates arbeiten, sind zu liquidieren.“

Das spricht dafür, dass in Weißrussland die unabhängigen Medien keines natürlichen Todes sterben. Sie werden vernichtet, zynisch und skrupellos. Wie bei einem klassischen Mord gibt es Auftraggeber und Mörder. Aber es gibt auch einige Besonderheiten: Die „Killer“ verstecken sich hier nicht hinter einer Maske und tragen auch keine Schusswaffen. Im Gegenteil, sie posieren ganz offen vor den Schildern ihrer Amtsstuben und erläutern, warum sie wieder einen rechtswidrigen Befehl ausgeführt haben, statt sich an die Verfassung zu halten. Diese „Killer“ sind nämlich in der Regel Staatsbeamte und werden vom Regime gedeckt.

Dennoch, das weißrussische Regime siecht dahin. Deswegen ist für die Machthaber die beste Oppositionszeitung eine verbotene Oppositionszeitung.

Die Zukunft meines Landes wird heute weder im Kreml noch in Washington oder in Brüssel und schon gar nicht von der Regierung des weißrussischen Diktators

bestimmt. Diese Zukunft wird in den Köpfen meiner Mitbürger entschieden. Wie erbittert der Widerstand auch sein mag – wir Journalisten glauben, dass die Zeit nicht mehr fern ist, in der sich anstelle der virtuellen Grabsteine für die unabhängigen Massenmedien in Weißrussland ein reales Monument der Pressefreiheit erheben wird.

Ich möchte noch einmal der Johann-Philipp-Palm-Stiftung und Frau Maria Palm persönlich für Ihre Arbeit, Ihre Unterstützung, Ihre Solidarität und Ihre Anteilnahme für mein Land danken, dessen Zukunft zu einem bedeutenden Teil in den Händen der schreibenden Zunft liegt.

Gott sei gedankt dafür, dass es Sie gibt.

(Übersetzung aus dem Russischen: Ljasat Paulwitz, Stuttgart)



Pap Saine
Foto: R. Krönert

Unter der Schirmherrschaft
des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg,
Günther H. Oettinger,

verleiht die



Palm – Stiftung
Gemeinnütziger Verein e.V. Schorndorf
Apotheker Dr. med. Maria und Johann-Philipp Palm†

der gambischen Tageszeitung „The Point“

Banjul

repräsentiert durch

Pap Saine

Mitbegründer und Journalist von „The Point“

den

Johann-Philipp-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit 2006

Für die ungebrochene journalistische Arbeit und den außerordentlichen persönlichen Einsatz der Mitarbeiter. Als erste unabhängige Tageszeitung in Gambia setzt „The Point“ ein mutiges Zeichen für mehr Demokratie und Menschenrechte.

In Erinnerung an Deyda Hydara, Mitbegründer und leitender Journalist von „The Point“, der mit seiner kritischen Berichterstattung auf die gesellschaftlichen Missstände in seinem Land hinwies und ein unerschrockener Kämpfer für die Pressefreiheit in Gambia war. Er wurde 2004 von Unbekannten ermordet.

„The Point“ teilt sich den Preis mit der Journalistin Asya Tretyuk, Weißrussland.

Schorndorf, den 3. Dezember 2006
Palm-Stiftung gemeinnütziger Verein e.V. Schorndorf

Der Vorstand
Dr. Maria Palm

Für das Kuratorium
Dr. Manfred Caspari

Laudatio für Pap Saine, Repräsentant der Tageszeitung „The Point“ in Gambia

Christoph Link, Stuttgarter Zeitung, langjähriger Afrikakorrespondent in Nairobi

Ehre für einen mutigen Journalisten

1. Presse in Afrika

Bevor ich auf Pap Saine zu sprechen komme, erlauben Sie mir einige Anmerkungen zur Presse in Afrika. Als Journalist im sicheren Deutschland schaue ich mit Respekt, Bewunderung und gar Neid auf unsere afrikanischen Kollegen. Ich war fünf Jahre lang Afrikakorrespondent mit Sitz in Nairobi, und ich habe erlebt, welche immensen Wirkungen in afrikanischen Staaten eine freie Presse entfalten kann. In sich anbahnenden Demokratien oder Halbdiktaturen sind Zeitungen eine Art Lebenselixier der zivilen Gesellschaft. Ein bisschen neidisch kann man darüber sein, wie begeistert die Leserschaften in Afrika die Presse wahrnehmen. Ich kann am besten über Kenia sprechen, aber ich glaube, dass manche Zustände dort exemplarisch sind für viele Länder Schwarzafrikas. Sie finden hier selbst in den Kleinstädten oder Dörfern, wie sich Trauben von Menschen regelrecht um die Zeitungskioske drängen, wenn der frische Andruck morgens oder mittags angeliefert worden ist. Wer sich die 25 oder 50 Cent für ein Druckexemplar der örtlichen Zeitungen nicht leisten kann, der liest umsonst zumindest die erste Seite am Kiosk mit. Auf Politikern in Afrika lasten hohe Erwartungen, das politische Geschehen ist essentiell für die Bevölkerungen. Bei uns in Deutschland wird um 2 oder 2,5 Prozentpunkte für die Arbeitslosenversicherung gerungen, in den subsaharischen Staaten aber geht es vielfach noch um den Staatsaufbau. Es geht um den elementaren Straßenbau, um den Schulbau, um die drückenden Schulgebühren, um extrem hohe Kriminalität, um die Verslumung der Städte, um die Tatsache, dass immer noch Kinder sterben, weil deren Eltern ein paar Cents fehlen, um sich ein Antibiotikum oder ein fiebersenkendes Medikament zu kaufen. Politiker haben hier Aufgaben zu erfüllen. (Die Tatsache, dass im Land unseres Preisträgers Pap Saine die Bevölkerung auf ein Jahres-Prokopf-Einkommen von 232 Euro im Jahr kommt, spricht für sich.)

Dabei ist es die Presse und es sind auch private Fernsehsender, die in Afrika der Motor für Entwicklungen sind. Die Medien sind es, die die Politiker bedrängen, die Impulse geben und die die parlamentarischen oder scheinparlamentarischen Systeme kontrollieren. Es ist die Presse, die den Sinn von teuren Dienstwagen für afrikanische Abgeordnete anzweifelt; sie hakt nach, wenn mit chinesischen Investoren Verträge über die Ausbeutung von Rohstoffen geschlossen werden, über das Edelh Holz im Kongo oder das Öl des Sudan; es sind die Medien, die bohrende Fragen stellen nach der „Vetterleswirtschaft“ und warum eine Straße nicht gebaut wird, obwohl sie längst aus Steuermitteln bezahlt worden ist.

Ich habe in vielen Staaten Afrikas eine schonungslose und mutige Offenheit der Presse erlebt, die Missstände anprangert, ohne dass sich allerdings sofort etwas ändert. Ich erinnere mich an einen erstaunlichen Artikel in einer kleinen Zeitung im hochkorrupten Ölförderstaat Tschad, in der die Autorin offenherzig einen Artikel über den Präsidenten mit den Worten begann, es sei ja bekannt, dass der tschadische Präsident Idriss Deby mit 14 Jahren seinen ersten Menschen ermordet habe. Ich denke mit Bewunderung an die kenianische Zeitung „Daily Nation“, die über Jahre hinweg korrupte Entwicklungen (erst unter Arap Moi, dann unter Mwai Kibaki) aufdeckte, die als erste berichtete, welche Schmiergeldzahlungen an die Richter des Landes gängig sind. Für einen Freispruch: 100 Euro für einen Diebstahl, 1000 Euro für einen Mord. Ich erinnere mich an die muntere Offenheit der nigerianische Zeitung „Peoples Daily“, die sich mit beißendem Spott lustig machte über eine Kampagne der Regierung, mit der das Image Nigerias verbessert werden sollte: In Nigeria gebe es keinen Strom, kein verlässliches Handynetz, keine Sicherheit, keine medizinische Versorgung, aber eine extreme Kriminalität und Korruption. Der Artikel endete mit der Feststellung, das Image Nigerias sei irreparabel, und schloss mit dem Satz: „Wir sind 120 Millionen in Nigeria. Und wir wollen doch alle nur eins: Raus aus diesem Land!“ Genauso erfrischend sind dieser Tage in der nigerianischen Zeitung „The Guardian“, der „Wächter“, die warnenden Kommentare eines Reuben Abati, der vor der Möglichkeit warnt, dass der frühere Juntaführer Babangida zurück an die Macht strebt, und der Babangida warnt: Falls er es wirklich wage, als Präsidentschaftskandidat anzutreten, dann würden die seit 20 Jahren ruhenden Geister von Nigerias düsterer Vergangenheit geweckt und man werde ihn zur Rechenschaft ziehen für frühere Verbrechen.

Ich erinnere mich gerne an die kleine Zeitung „Umuseso“ – zu Deutsch „die Morgenröte“, die einzige unabhängige Zeitung von Ruanda. Auch „Umuseso“ arbeitet wie „The Point“ ständig unter dem Druck der Polizei und der Armee. Sie wagt es, gegen die Übergriffe der Sicherheitskräfte anzuschreiben, und sie rüttelt an der offiziellen Staatsdoktrin, wonach es nach dem Völkermord von 1994 nur noch Ruander, aber keine Hutu und Tutsi mehr gebe. Eine Doktrin, die mit der Lebenswirklichkeit in Ruanda wenig gemein hat. Man erinnere sich: die Hutu waren das Tätervolk beim Völkermord, die Tutsi die Opfer. Heute aber dominieren die Tutsi das Land, regieren mit harter Hand, und die Hutu sind die schweigende Mehrheit, die die Wut und Aggressionen in sich hineinfrisst. „Umuseso“'s niedrige Redaktionsstube ist in der ruandischen Hauptstadt Kigali in einem Hinterhof; am späten Nachmittag strömen die Zeitungsjungen herein, die Remittenden im Arm, sie blättern den Redakteuren die Tageseinnahmen bar auf die Hand; täglich werden 5000 Exemplare verkauft, – eine ähnlich hohe Auflage wie bei Pap Saines Zeitung „The Point“ – vom Erlös leben elf Journalisten. Das ist kritischer Graswurzeljournalismus in Afrika, man schreibt, man lebt von den Tageseinnahmen des Straßenverkaufs, aber jeden Tag können Behörden die Redaktion schließen.

(Und ich erinnere mich an meinen liberianischen Stringer John, der ein kleines Blättchen hektographierte. Eines Tages wurde er auf dem Nachhauseweg in Monrovia brutal von Kriminellen zusammengeschlagen und ausgeraubt. Er ging daraufhin ins Krankenhaus, ließ sich bandagieren, von Kollegen fotografieren und schrieb dann als Aufmacher seine eigene Geschichte: „Steigende Kriminalität in Monrovia – brutaler Überfall auf Reporter – Journalistenverband empört“.)

(Schließlich erinnere ich mich an Alfred Taban, den kritischsten Journalisten in Khartoum, der einmal Vertreter von chinesischen Unternehmen fragte, warum sie immer nur in den Regierungsblättern die Anzeigen schalteten und nie in seinem kritischen und freien „Khartoum Monitor“. Die Chinesen, hat Taban mir einmal erzählt, taten einfach so, als ob sie seine Frage nicht verstanden hätten.)

(Oder ich erinnere mich an die kongolesische Zeitung „Le Phare“ mit ihrem wunderbar blumigen Französisch – eine genussreiche Lektüre!)

2. Pap Saine und „The Point“

Pap Saine gehört zu den mutigen Journalisten Afrikas. Er stammt aus dem kleinen, politisch unbedeutenden, vom Senegal umschlossenen Gambia. Das Land lebt von der Erdnussproduktion, von Fisch und von 80 Kilometer Sandstrand und dem Tourismus. Gambia wird außerhalb der Region kaum wahrgenommen, es hat keine spektakulären Kriege erlebt, es war nie in den Schlagzeilen. Ich selbst erinnere mich an einen einzigen Artikel über Gambia: ein Engländer fuhr nach Afrika mit einem Trabbi, er kam bis Gambia. Was in Gambia geschieht, entzieht sich weitgehend der Weltöffentlichkeit. Pap Saine hat 1991 gemeinsam mit dem für seine kritische Haltung berühmten Journalisten Deyda Hydara die unabhängige Zeitung „The Point“ gegründet. Pap Saine hat immer mit den schwierigen Bedingungen des Zeitungsmachens unter dem selbstherrlichen Regime von Präsident Yahya Jammeh gelebt, der die Pressegesetze so verschärft hat, dass Journalisten wegen Verleumdung oder Aufwiegelung zu Gefängnisstrafen verurteilt werden können. Pap Saine hat in einem entscheidenden Moment seines Berufslebens große Standhaftigkeit bewiesen. Es war im Dezember 2004. Sein Freund und Kollege Deyda Hydara war am 16. Dezember unterwegs im Auto und nahe einer Polizeikaserne kaltblütig erschossen worden. Bis heute ist die Tat nicht aufgeklärt worden, aber es gibt Vermutungen, dass Sympathisanten oder gar Sicherheitskräfte des Regimes von Yahya Jammeh den Mord zu verantworten haben. Hydara war dem Regime ein Dorn im Auge, seine kritische Kolumne „Good Morning, Mr. President“ tangierte direkt das Staatsoberhaupt. Der Mord an Hydara geschah unweit einer Polizeibaracke, bis heute haben die staatlichen Stellen wenig zu seiner Aufklärung leisten können. Pap Saine hätte damals, zu diesem kritischen Zeitpunkt aufhören können; er hätte ins Exil nach Senegal gehen können. Können Sie sich vorstellen, eine kritische Zeitung weiterzuführen, kurz nachdem der kritische Kopf des Blattes offenbar wegen des Auslotens der geistigen Freiheit ermordet worden ist? Ich selbst muss sagen, ich weiß nicht, ob ich das Zeug dazu hätte. Pap Saine ist verheiratet und hat fünf Kinder, seine Familie hat ihn damals bedrängt: Er möge „The Point“ aufgeben, es sei zu gefährlich. „Meine Familie hatte Recht“, hat Pap Saine einmal der Journalistenvereinigung „Reporter ohne Grenzen“ anvertraut. „Journalismus in Gambia birgt ein hohes Berufsrisiko“, sagt Pap Saine. „Sie können dich ruinieren, indem sie alle möglichen Steuern erheben, auf Gehälter, Mieten oder Gewinne. Sie können dein Haus in Brand stecken, sie können dich töten. Aber ich muss weitermachen, ich bin es meinem Land schuldig.“

Auch wir deutsche Journalisten kennen dieses Gefühl der Aufgeregtheit, der Angst, der Nervosität, wenn wir etwas Brisantes enthüllt haben, wenn am nächsten Morgen Reaktionen zu befürchten sind: Vom Beschriebenen, der sich vielleicht anwaltlich wehren will, der eine Gegendarstellung will oder auf Unterlassung klagt, oder Reaktionen des Staatsanwalts, wenn wir eine Quelle anzapften, die vielleicht ein dienstliches Geheimnis ausgeplaudert hat.

Aber all diese deutschen Ängste haben nichts mit dem zu tun, was kritische Journalisten in undemokratischen Staaten wie Gambia zu erdulden haben. Sie müssen täglich damit rechnen, verhaftet, verhört, bedrängt zu werden.

Gambia gehört zu den sechs afrikanischen Staaten, die als „Hot spots“ einer unterdrückten Presse gelten. Welch Geistes Kind der Präsident des Landes ist, das hat er schon kurz nach seinem unblutigen Putsch 1994 verraten. Amnesty International berichtete, wie Jammeh auf einer Versammlung seiner Partei eine Attacke auf jene Menschen ritt, die sich als „Journalisten und Menschenrechtler“ ausgeben. Er rief seine Parteifreunde dazu auf, sich dieser Personen „zu entledigen“. Wer die Regierungspartei wegen der Abhaltung von Wahlen unter Druck setze, der gehöre „zwei Meter tief unter die Erde“. Offener kann ein Mordaufruf nicht formuliert werden. Neun Jahre später kam es dann zur Ermordung von Deyda Hyadara. Reporter ohne Grenzen beschreibt die Pressefreiheit in Gambia als „katastrophal“, es komme immer noch zu Todesdrohungen, zu Überwachung von Journalisten und zu willkürlichen nächtlichen Verhaftungen von Pressevertretern, die nicht das Loblied der Regierung singen.

Als in diesem Sommer die Afrikanische Union in der gambischen Hauptstadt Banjul tagte, da hegten viele die Hoffnung, dass sich das geistige Klima zum Besseren wenden könnte. Die Medienstiftung für Westafrika (Media Foundation for West Africa) plante die Abhaltung einer Konferenz zum Thema Meinungsfreiheit in Gambia. Das Hotel war bereits gebucht, aber die Regierung ließ dem Hoteldirektor mitteilen, das Forum könne erst dann abgehalten werden, wenn die Regierung es genehmigt habe. Kurzum: Das Regime ließ das Forum platzen. Die Statuten der Afrikanischen Union, die sich gute Regierungsführung, das Rechtsstaatsprinzip und die Achtung der Menschenrechte auf ihre Fahnen geschrieben hatte, wurden einfach ignoriert.

Pap Saine ist 56 Jahre alt, er ist der Herausgeber von „The Point“; und statt die Zeitung einzustellen, hat er sie erweitert und umgestellt von der Erscheinungsweise dreimal in der Woche auf eine tägliche Erscheinungsweise. Heute arbeiten 50 Menschen für „The Point“; was sie verdienen, angesichts einer Druckauflage von 3500 Stück, das kann sich jedermann ausmalen, die finanzielle Lage ist immer prekär. Pap Saine schreibt manchmal selbst in einem geradlinigen Stil. Kürzlich habe ich einen längeren Artikel von ihm gelesen über die Verhaftung eines Armeeeoffiziers wegen einer angeblichen Verschwörung. Pap Saine nennt Namen, er beschreibt die Umstände der Gefangenennahme, er schreibt, von wem er verhört wurde, er nennt die Namen jener Beamten, die den Verhafteten im Gefängnis Schläge zugefügt haben. All dies ist demokratische Basisinformation, es ist mutige Aufklärungsarbeit für eine Gesellschaft, die sich transparentes Handeln der Regierung wünscht. Es ist harte Recherche und es ist gefährlich. Die detaillierte Schilderung eines offenkundigen Fehlverhaltens von Staatsbediensteten ist immer eine Gratwanderung, ein riskantes Unterfangen: Wann fängt Verleumdung an, was ist Aufwiegelung? Dieser Tage fand ich in „The Point“ einen Artikel über die Verhaftung von Minderjährigen – offenbar auch aus politischen Gründen, wie das Blatt schreibt. Immer wieder mahnt Pap Saine in seinen Artikeln die Achtung der Menschenrechte an: Als kürzlich ein neuer Justizstaatssekretär ins Amt eingeführt wurde – der elfte in zwölf Jahren –, begleitete Pap Saine dies mit der Aufforderung an ihn, die umstrittenen Pressegesetze zurückzunehmen. Er schreibt, es folgt ein wörtliches Zitat,; „Die Medien brauchen zum Leben und Arbeiten eine Umgebung, die frei von Belästigung und Drangsalierung ist. Je mehr die Medien geknebelt sind, desto mehr werden Gerüchte und Halbinformationen im öffentlichen Leben herumschwirren. Das ist zum Nachteil von jedermann, der Regierung und des Volkes.“ Der Präsident Gambias scheint dies nicht verstanden zu haben.

Auf die Frage, was ihn motiviert habe, Journalist zu werden, hat mir Pap Saine geantwortet, es sei sein Wille zum Kampf gegen die Ungerechtigkeit und der Wunsch nach Meinungsfreiheit gewesen. In der Kolumne „The Bite“, der Biss, setzt sich „The Point“ für dieses Anliegen ein: Da wird gegen die Zwangsheirat von jungen Mädchen gewettert, da wird über die Kinderprostitution in der Tourismusbranche geklagt. Es werden die Probleme mit Verkehrssündern geschildert, die eine neue Ampel in Banjul nicht akzeptieren und das Rotlicht ignorieren. Oder „Der Biss“ kritisiert den mächtigen Regionalnachbarn Nigeria, wo es so häufig zu Flugunglücken kommt, dass man in Banjul befürchtet, dass die gesamte Region Westafrika in Misskredit gezogen wird. Und im „Biss“ wird die Opposition belobigt, weil sie nicht schon wieder die Wahl

boykottiert und weil das Land ein System der „Checks and Balances“ brauche; die Exekutive brauche ein Gegengewicht. „The Bite“ ist mehr als eine Meckerecke, er ist ein Ventil für eine unzufriedene Gesellschaft, er ist ein Treiber für die Entwicklung zu einer modernen Gesellschaft. „Wir wollen eine Demokratie sehen, die die Entwicklung fördert und das Wohlergehen der einfachen Leute in unserem Land“, heißt es in der Kolumne.

3. Ausblick/Resümee

Die Reuters Nachrichtenagentur hat Pap Saine kürzlich den Titel „Dekan der Reuters Korrespondenten in West- und Zentralafrika“ verliehen. Sie hat ihn gerühmt für seine Standhaftigkeit in turbulenten Zeiten. Sie hat ihm dafür gedankt, dass er auch unter schwierigen und gefährlichen Umständen mit seinem Journalistenberuf „durch Dick und Dünn“ gegangen sei. Pap Saine sei ein Vater des zeitgenössischen gambischen Journalismus und er inspiriere junge Journalisten des Landes. Der Einschätzung von Reuters kann ich mich nur anschließen. Aber ich möchte schließen mit dem Dank an die Johann-Philipp-Palm-Stiftung dafür, dass sie auf Pap Saine aufmerksam wurde. Für Journalisten wie ihn, die in fernen, versteckten Winkeln der Erde arbeiten, ist internationale Aufmerksamkeit eine Art Lebensversicherung. Sie brauchen die Kontakte und die Solidarität des Auslands, sie brauchen die Einladungen aus dem Ausland, die Einladungen westlicher Stiftungen und Botschaften, sie brauchen die Aufträge von westlichen Nachrichtenagenturen für das wirtschaftliche Überleben – und als Rückendeckung für ihre Arbeit. Denn wer in einem repressiven afrikanischen Staat versucht, kritische Arbeit zu leisten, der ist recht schnell alleine. Der BBC hat im Wahlkampf vor den Septemberwahlen in einer Reportage einen Gambier, der in der Tourismusindustrie arbeitet, zitiert. Der sagte: „Wir haben Angst in Afrika. Du sprichst dich nur laut aus, wenn du für die Regierung bist.“ Die Aussage ist falsch. Pap Saine wiederholt in Gambia nicht die Worte der Regierung; er hat seine eigene Stimme, und er formuliert den Willen des Volkes.

Gut 40 Jahre nach der Unabhängigkeitswelle verharren noch viele afrikanische Staaten im ökonomischen Stillstand oder haben gar den Rückwärtsgang eingelegt. Der politische Fortschritt und die Einführung von transparenten politischen Systemen gehen nach dem Prinzip „zwei Schritte voraus, einen zurück“ vor sich. Wir haben ermutigende Beispiele stabiler Demokratien wie in Tansania oder Ghana, gepaart mit wirtschaftlichem Aufwind. Wir haben aber auch drastische Rückschritte wie in Simbawe, Eritrea oder an der Elfenbeinküste. Aber die afrikanischen Staaten brauchen

die soziale Befriedung, sie benötigen die wirtschaftliche Teilhabe der Bevölkerung an den nationalen Ressourcen und sie brauchen die Kontrolle der politischen Macht. Bei all diesen Anliegen – die auch im NEPAD-Programm zur Neuen Partnerschaft für Afrikas Entwicklung beschrieben worden sind – spielt eine freie Presse eine tragende Rolle. Pap Saine ist einer ihrer herausragenden Vertreter.

Erwiderung

Pap Saine, Repräsentant der Tageszeitung „The Point“ in Gambia

Ich danke den Organisatoren dieser Preisverleihung, dass sie die Tageszeitung „The Point“ dieser Ehre für würdig befunden haben. Ich weiß, dass es viele Tageszeitungen gibt, die dieser Auszeichnung ebenso würdig wären, aber ohne Frage überwiegt die Freude, dass wir sie für „The Point“ gewinnen konnten.

Die Zeitung „The Point“ wurde am 16. Dezember 1991 gegründet, um die Ideale der Demokratie und Freiheit zu fördern. Die Zeitung begann mit einer wöchentlichen Auflage, die jeden Montag erschien, ab 1993 dann mit zwei. 1995 wurden es drei Ausgaben pro Woche. Aber seit Anfang dieses Jahres erscheint die Zeitung täglich.

Als ich als junger Mann vor etwa drei Jahrzehnten den Weg des Journalismus antrat, geschah das mit einem Gefühl von Abenteuer, es war unsicher, wohin er mich führen würde. Aber ich glaubte daran. Und wenngleich der Weg des Journalismus mich über die Jahre hinweg auch durch Freud und Leid geführt hat, glaube ich auch jetzt noch an die Rolle des Journalisten als Agent des sozialen Wandels. Ich wurde inhaftiert und bedrängt, weil ich mich geweigert habe, meine Quellen preiszugeben. Und ich habe darüber hinaus einen Kollegen und Bruder verloren, Deyda Hydara, der am Lenkrad seines blauen Mercedes Benz niedergeschossen wurde, als er am 16. Dezember 2004 nach der Arbeit nach Hause fuhr.

Seltsamerweise starb er am 13. Geburtstag der Zeitung.

Deyda Hydara war über 35 Jahre hinweg mein Alter-Ego. Mehr als irgendeine andere Person, die ich je kennen gelernt habe, widmete er all seine Zeit, seine Kraft, sein ganzes Leben den höchsten Idealen des Journalismus. Er war ein kompromissloser Verteidiger der Pressefreiheit und der Meinungsfreiheit im Allgemeinen.

Sein Tod illustriert die Gefahren, die mit der Ausübung des Journalismus in Afrika verbunden sind. Journalisten in Afrika werden in den meisten Fällen bedroht, angegriffen, inhaftiert oder getötet, wie es bei meinem Kollegen Norbert Zongo aus

Burkina Faso und auch bei Dele Giwa aus Nigeria der Fall war. Das Ergebnis ist, dass es viele helle Köpfe aus Angst aus dem Bereich des Journalismus in andere Berufe treibt, die sie für sicherer halten. Und viele weitere fürchten sich, mit ins Boot zu steigen.

Denn die, die es sich zutrauen, sich dem Sturm zu stellen, müssen sich immer noch gegen drakonische Gesetze und exorbitante Gebühren für die Registrierung von Zeitungen behaupten, die ganz offensichtlich nur deswegen erlassen und auf die unabhängige Presse Afrikas angewandt werden, um diese linientreu zu machen. In Gambia wurden zum Beispiel zwei solcher Gesetze von der Judikative des Landes erlassen – der Zusatz zum Strafgesetzbuch von 2004 und der Zusatz zum Pressegesetz, ebenfalls von 2004. Das erste der beiden macht Verleumdung zu einer strafbaren Handlung, die mit mindestens 6 Monaten Haftstrafe geahndet wird. Das Gesetz führt aus, dass die Unkenntnis der Falschheit solcher Beschuldigungen keine Entlastung darstellt. Der zweite Erlass erhöht die Registrierungskosten für eine Zeitung oder Sendestation von 100.000 Dalasis auf 500.000 Dalasis (etwa 20.000 US\$). Beide Gesetze wurden von Gambias Nationalversammlung am 13., bzw. am 14. Dezember verabschiedet, obwohl sie erst noch in Kraft treten müssen.

Das alles hängt mit der armseligen Vorstellung von der Rolle des Journalisten zusammen. Journalisten ermöglichen Demokratie und Entwicklung, indem sie als Schnittstelle zwischen Regierung und Bevölkerung agieren. Im Journalismus geht es nicht nur darum, Fakten zu sammeln; es geht um die Analyse und Interpretation dieser Fakten.

Der Journalist schuldet es der Öffentlichkeit, sie mit genug Einzelheiten zu versorgen, so dass sie diese Tatsachen auswerten und sich ihre eigene Meinung bilden kann. Journalisten können diese Aufgabe nicht sinnvoll ausführen, wenn repressive Maßnahmen angewandt werden, um ihre Anstrengungen zunichte zu machen. In der Folge werden sowohl Demokratie als auch Entwicklung behindert.

Afrika geht zurzeit durch eine schwierige Phase in seiner Entwicklung; es wird geplagt von Kriegen, Seuchen, Hunger. Unter diesen Umständen kann es sich ein afrikanischer Journalist nicht leisten, sich in den Elfenbeinturm zurückzuziehen. Er oder sie müssen einen entschiedenen Schritt wagen und für eine gute Regierungspolitik eintreten, denn die Mehrzahl der Schwierigkeiten Afrikas ist auf einen unfähigen und

verantwortungslosen Führungsstil zurückzuführen. Wenn sie sich selbst auf einer Skala der Menschenrechte bewerten müssten, würden sich die meisten afrikanischen Führungspersonlichkeiten selbst widerstrebend ein Reifezeugnis ausstellen!

Afrikanische Journalisten sind nicht immun gegen die Auswirkungen der schweren ökonomischen Krise, die den Kontinent schüttelt. Inmitten des Kampfes, ihre Zeitungen auf dem neusten Nachrichtenstand zu halten, müssen die meisten afrikanischen Journalisten angesichts der unerschwinglich hohen Kosten der Zeitungsproduktion mit einem Hungerlohn auskommen. Im Endeffekt wird der Journalist anfällig sein für die Manipulationen derer, die persönliche Besitzstände zu wahren haben, wenn er nicht mit hohen Grundsätzen und einem starken Willen ausgestattet ist.

Über die Jahre hinweg hat die Technologie die Praxis des Journalismus weltweit verändert. Anders als in meinen prägenden Jahren im Beruf, als Neuigkeiten sich langsam verbreitet haben, rasen Nachrichten nun mit Lichtgeschwindigkeit um die Welt. Mit einem Knopfdruck werden zum Beispiel Ort und Ton dieses Festaktes auf der ganzen Welt weitergemeldet. Obwohl afrikanische Journalisten sich in den Annehmlichkeiten und in der Wirksamkeit des Informationstechnologie-Zeitalters sonnen, muss noch viel getan werden, was Ausrüstung und Ausbildung angeht. Wo Computer und andere technische Geräte, die die Arbeit vereinfachen, zur Verfügung stehen, sind sie für gewöhnlich altmodisch; und somit fallen afrikanische Journalisten hinter ihre Kollegen aus dem Westen zurück, denen der Zugriff auf modernste Technologie im Sinne von „up-to-date“ und „state-of-the-art“ möglich ist.

Ein afrikanischer Journalist muss am Ball bleiben, um mit den rasanten Entwicklungen in seinem Beruf Schritt zu halten. Unglücklicherweise gibt es in Gambia, wo ich herkomme, kein anerkanntes Institut für Journalismus, in dem aufstrebende Journalisten in die Kunst ihres Handwerks eingelernt werden könnten. Deshalb mussten Neueinsteiger in den Beruf bisher mit spontanen Trainings-Programmen auskommen.

An dieser Stelle ziehe ich meinen Hut vor jedem afrikanischen Journalisten für sein Durchhaltevermögen, stetig weiterzukämpfen, trotz gewaltiger Torturen. Wir haben viel durchgemacht. In Afrika haben wir eine Fabel über die Neigung der Agama-Echse zur Selbstmotivation. Der Fabel nach fiel die Agama-Echse von der Spitze eines Iroko-

Baumes und bemerkte, dass niemand da war, um sie zu beglückwünschen. Daher beschloss sie, sich selbst zu gratulieren, indem sie mit dem Kopf nickte.

Kein afrikanischer Journalist wird seine oder ihre Berufung jemals aufgeben, den Kontinent von verantwortungsloser Regierungsführung und den damit einhergehenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Rückschlägen zu befreien. Um dieses Ziel jedoch zu erreichen, benötigen sie die Unterstützung und Hilfe von Freunden Afrikas. Es ist dringend notwendig, dass die Internationale Gemeinschaft Druck auf die afrikanischen Regierungen ausübt, Journalisten als Partner in Sachen Entwicklung und Aufbau der Demokratie auf dem Kontinent zu respektieren.

In dieser Angelegenheit sollten sie dazu gebracht werden, den Wert von Dialog und Beratung und Diskussion als Marksteine gegenseitiger segensreicher Beziehungen zwischen Regierung und Medien zu erkennen – ganz im Gegensatz zu rigiden Mediengesetzen oder Brandanschlägen oder Verboten von Zeitungen und Rundfunkstationen oder Meuchelmorden.

Da die afrikanischen Journalisten fest entschlossen sind, ihren Beruf mit mageren Ressourcen weiterzuführen, sollte ihnen auf diesem Gebiet materiell geholfen werden.

Eine solche Hilfe kann in Gestalt von Trainingsprogrammen daherkommen oder in der Bereitstellung der nötigen Ausstattung bestehen, die die Arbeit viel einfacher und angenehmer machen wird. Wenn ich gerade über Hilfe spreche, würde ich gerne meiner tiefen Dankbarkeit gegenüber der Botschaft der Vereinigten Staaten in Gambia für ihre andauernde Unterstützung der Gambischen Presseunion (Gambian Press Union, GPU) Ausdruck verleihen. Neben ihrer ungebrochenen moralischen Unterstützung hat sie kürzlich eine Druckmaschine für die GPU angeschafft, um private Zeitungen am Laufen zu halten. Das Beispiel der US-Amerikanischen Botschaft sollte jeder Person oder Institution, der das Überleben des afrikanischen Journalismus am Herz liegt, zur Nachahmung empfohlen werden. Mein Dank richtet sich auch an „Osiwa“, eine amerikanische Nichtregierungsorganisation in Dakar im Senegal, und an „Free Voice of Holland“, die uns Papier und einiges an wertvoller Ausrüstung für dieses Jahr zur Verfügung gestellt haben.

Schließlich möchte ich der ganzen Belegschaft der Zeitung „The Point“ von ganzem Herzen für ihren unbeirrbareren Beistand während unserer beschwerlichen Zeiten

danken. Auch bin ich unseren Lesern, Abonnenten und Inserenten dankbar, die voller Überzeugung durch Dick und Dünn zu uns gestanden haben. Besonderer Dank gilt gleichermaßen der Familie Hydera, die mich nach Deyda Hydaras Tod mit der Verantwortung für die Geschäftsführung der Zeitung betraut hat. Außerdem danke ich der Bruderschaft der Medien in Gambia für ihre Ausdauer; und ich bitte sie dringend, gegen alle Widerstände mit ihrer Arbeit fortzufahren.

Einmal mehr danke ich der Johann-Philipp-Palm-Stiftung, die uns mit diesem großartigen Preis ausgezeichnet hat.

Ich danke Ihnen!

(Übersetzung aus dem Englischen: Annette Barth, Stuttgart)



**Festakt zur Verleihung des
Johann-Philipp-Palm-Preises
für Meinungs- und Pressefreiheit 2006**

3. Dezember 2006, 11:00 Uhr, Barbara-Künkelin-Halle, Schorndorf

Ludwig van Beethoven. Erster Satz des Klaviertrios Nr. 1 in Es-Dur. Teil 1

Begrüßung. Dr. Ulrich Palm, Universität Heidelberg

Grußwort der Stadt Schorndorf. Oberbürgermeister Matthias Klopfer, Schorndorf

Grußwort der Landesregierung. Ministerialdirektor Max Munding, Amtschef im
Ministerium für Ernährung und ländlichen Raum, Stuttgart

Festvortrag. „Wer hat Angst vor der Zivilcourage? – Mannesmut vor Fürstenthronen
und Politikermut vor Bürgersesseln“. Prof. Dr. h.c. Robert Leicht, Hamburg, Präsident
der Evang. Akademie zu Berlin, politischer Korrespondent der ZEIT, Honorarprofessor
an der Universität Erfurt

Fanny Mendelssohn-Hensel. Aus dem 3. Satz des Trios in d-Moll: Lied

Würdigung der Preisträger

Asya Tretyuk durch Dr. Hans-Georg Wieck, Botschafter a.D., Berlin

Pap Saine für „The Point“ durch Christoph Link, Stuttgarter Zeitung, langjähriger Afrikareferent in Nairobi

Überreichung der Urkunden durch Dr. Maria Palm, Schorndorf

Erwiderung der Preisträger

Asya Tretyuk. Freie Journalistin, Weißrussland

Pap Saine. Für die unabhängige Tageszeitung „The Point“, Gambia

Schlusswort. Dr. Ulrich Palm, Universität Heidelberg

Ludwig van Beethoven. Erster Satz des Klaviertrios Nr. 1 in Es-Dur. Teil 2

Einladung zum Stehempfang

Moderation:

Dr. Ulrich Palm, Universität Heidelberg

Musikalische Gestaltung:

Klaviertrio mit Anita Gronau (Flügel), Simon Kurz (Geige) und Jonas Philipp Palm (Cello), Stuttgart

Übersetzung:

Annette Barth, Stuttgart

Ljasat Paulwitz, Stuttgart



Dr. Thomas Schnabel
Foto: S. Pavlovic, zvw

**Auftaktveranstaltung
zur Verleihung des Johann-Philipp-Palm-Preises
für Meinungs- und Pressefreiheit**

2.12.2006, 15:00 Uhr, Barbara-Künkelin-Halle, Schorndorf

**Vortrag von Dr. Thomas Schnabel,
Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart**

Johann Philipp Palm (1766-1806) – Ein deutsches Schicksal

Johann Philipp Palm wurde 1766 in Schorndorf geboren und am 26. August 1806 in Braunau am Inn von französischen Soldaten nach dem Todesurteil in einem völlig willkürlichen Militärgerichtsverfahren erschossen. Dabei ging es nur am Rande um sein konkretes 'Vergehen', die Verbreitung einer antinapoleonischen Broschüre. Vielmehr sollte an ihm ein Exempel statuiert werden. So schrieb der bayerische Staatsminister Graf von Montgelas in seinen Denkwürdigkeiten, „dass der unglückliche Palm für alle büßen werde, und ein besonderer Kurier brachte den Befehl zu seiner Hinrichtung nach Braunau“. (1)

Von der Nachwelt wurde Johann Philipp Palm, je nach den Zeitläufen, instrumentalisiert; so auch vom berüchtigtsten Sohn Braunaus, Adolf Hitler. Dieser schrieb im 1. Kapitel von „Mein Kampf“ über seine Heimatgemeinde: „In der Zeit der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes fiel dort für sein auch im Unglück heißgeliebtes Deutschland der Nürnberger Johannes Palm, bürgerlicher Buchhändler, verstockter 'Nationalist' und Franzosenfeind. Hartnäckig hatte er sich geweigert, seine Mit-, besser Hauptschuldigen anzugeben. Also wie Leo Schlageter (der 1923 während des 'Ruhrkampfes' von den Franzosen wegen Sabotageaktionen hingerichtet worden war, T.S.). Er wurde allerdings auch, genau wie dieser, durch einen Regierungsvertreter an Frankreich denunziert. Ein Augsburger Polizeidirektor erwarb sich diesen traurigen Ruhm und gab so das Vorbild neudeutscher Behörden im Reiche des Herrn Severing (sozialdemokratischer Innenminister in Preußen, T.S.).“ (2)

Diese Instrumentalisierung Palms durch das Dritte Reich – es erschienen auch einige sehr auflagenstarke Darstellungen – führte dazu, dass er nach 1945 weitgehend in Vergessenheit geriet, sieht man einmal von einem materialreichen und grundlegenden Beitrag von Willy Andreas 1958 und der 2003 erschienenen Biographie von Bernt Ture von zur Mühlen ab. (3)

Was machte Johann Philipp Palm zu diesem Spielball der unterschiedlichsten Interessen? Spiegelt die Interpretation seines Schicksals seit 1806 nicht in vielen Teilen die deutsche Geschichte wider? Wird er damit zu einem deutschen Schicksal, gerade auch in seiner doppelten Opferrolle?

Sein Lebenslauf deutet zunächst auf keine Besonderheiten hin. Johann Philipp Palm wurde am 18. Dezember 1766 in Schorndorf geboren. Nach einer sorgfältigen Erziehung wurde er zu seinem Onkel, dem Erlanger Hofbuchhändler Johann Jakob Palm, in die Lehre geschickt. Nach Anstellungen in Frankfurt und Göttingen kam er nach Nürnberg. Dort heiratete er Anna Katharina Stein, die Tochter des Buchhändlers Johann Adam Stein, und trat als Teilhaber in das schwiegerväterliche Geschäft ein, das er später übernahm. Das Ehepaar hatte drei Kinder und führte – nach allem, was wir wissen – ein glückliches, wenn auch geschäftlich nicht ganz sorgenfreies Leben.

Allerdings war Palm bereits 1798 und 1800 mit den Zensurbehörden in Konflikt geraten. So wurde er kurzzeitig in Salzburg verhaftet, weil er eine Broschüre vertrieben hatte, die sich kritisch mit den Zuständen an den dortigen Lehranstalten auseinandergesetzt hatte. Deshalb durfte er auch nicht mehr auf den Märkten des Fürstbistums Bücher verkaufen. 1800 beschwerte sich die österreichische Gesandtschaft in München über den Vertrieb einer kleinen Novelle, die als Schmähschrift gegen eine österreichische Erzherzogin eingestuft wurde. Da Palm diese Novelle auch vertrieben hatte, erhielt er eine Verwarnung der bayerischen Regierung, die ihn aber nicht einmal von den Münchener Messen ausschloss. (4)

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts änderten sich die Verhältnisse in Deutschland radikal. 1806 endete das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Die geistlichen Herrschaften waren ebenso verschwunden wie die Reichsstädte und die meisten weltlichen Territorien. Die großen Gewinner waren die sogenannten Mittelstaaten, wie Baden das zum Großherzogtum aufstieg, oder Bayern und Württemberg, die zu Königreichen von Napoleons Gnaden wurden. Nachdem die Franzosen im Oktober

1806 auch noch die Preußen bei Jena und Auerstedt vernichtend geschlagen hatten, beherrschte Napoleon Deutschland praktisch uneingeschränkt, da Österreich aufgrund seiner Niederlagen zu diesem Zeitpunkt bereits aus Deutschland verdrängt worden war.

Der brutale, rechtlose Umsturz der jahrhundertealten, allerdings auch völlig verkrusteten politischen Verhältnisse löste große Unruhe aus. Die französische Besatzungsherrschaft und Willkür führte zu ersten antifranzösischen Regungen, die von England und Österreich, den noch verbliebenen Gegnern Napoleons, zusätzlich geschürt wurden. Ein wichtiges Agitationsmittel waren antifranzösische Broschüren, deren Auftauchen von Napoleon zunehmend als bedrohlich empfunden wurde.

In dieser Atmosphäre erschien 1806 ein kleines Büchlein mit dem Titel „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, das eine sehr kritische Analyse der deutschen Situation von 1806 enthielt. Neben einer Verurteilung Frankreichs ging es dem Autor, der bis heute nicht bekannt ist, vor allem um eine Kritik an den deutschen Fürsten, „über das Betragen sämtlicher Höfe, die mehr oder minder Antheil an Germaniens Unglück nehmen“. (5)

Besonders kritisch stellte er das Verhalten der französischen Armee bei ihrem Einmarsch dar. „Baden und Württemberg, Frankreichs Nachbarn erhalten den ersten Besuch. Wie wolgemeint und freundschaftlich dieser ablief, darüber leisten die lauten Klagen jener Länder die Gewähr. Fressen, Saufen, Raub und Weiberschänden, waren Tagesordnung der französischen Armee. Die Kurhöfe, Baden und Württemberg hatten zwar ihre Länder durch ein abgedrungenes Bündniß mit der Krone Frankreich zu retten gesucht. Wie wenig waren sie aber dadurch gebessert? Höchstens wurde durch dieses traurige Mittel Sengen und Brennen verhütet.“ (6)

Obwohl das Büchlein weder besonders beleidigend noch aufrührerisch war, teilweise sogar etwas langatmig, löste es eine "Begebenheit" aus, „die in Deutschlands Annalen stets merkwürdig bleiben wird, und das Interesse eines großen Theils von Europa aufgeregt hat“, wie Julius Graf Soden in einem ersten Nachdruck der Schrift schrieb, die er, um kritische Passagen gegen die deutschen Fürsten gekürzt, im Auftrag der Familie Palm 1814 herausgab. Bereits zu diesem Zeitpunkt wurde das Schicksal von Palm instrumentalisiert. In der Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon erschien es Soden zwar opportun, das Schicksal Palms zu schildern. Aber die Kritik an den

deutschen Fürsten, die nun, bei der sich abzeichnenden Niederlage Frankreichs, gegen Napoleon kämpften, dem sie ihren Aufstieg zu verdanken hatten, unterdrückte er. Soden meinte im Übrigen, dass die „an sich so gehaltlose Flugschrift“... „um ihrer Gehaltlosigkeit willen, keinen neuen Abdruck verdiene“. Nur einem Wunsch der Familie entsprechend habe er sich zur Herausgabe entschieden, „wenn jene Flugschrift **im Ganzen** unabgedruckt bliebe, und die verlangte historische Darstellung einzig als geschichtliche Urkunde, und zwar **in einer durchaus unanstößigen Gestalt** einverleibt würde; also gereinigt von allem was nicht unmittelbar als Veranlassung zu Palm's Ermordung betrachtet werden, oder irgend einer Regierung oder Behörde anstößig erscheinen könnte.“ (7)

Es entbehrt nicht einer makabren Ironie, dass der erste Nachdruck der Schrift, die Palm das Leben gekostet hatte, nur mit einer Art Selbstzensur erschien, da Palm der fehlenden Pressefreiheit zum Opfer gefallen war. Denn die Flugschrift war der Polizei in Augsburg aufgefallen. Die verhörten Buchhändler erklärten, die Broschüre von der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg bekommen zu haben. Die Meldung ging an den bayerischen Minister Montgelas, der den französischen Gesandten in München informierte. Über den französischen Kriegsminister Berthier gelangte die Nachricht an Napoleon, der offensichtlich ein Exempel statuieren wollte. Im Journal de Paris erschien ein Artikel, in dem die Steinsche Buchhandlung in Nürnberg als Verleger und Verbreiter der „Schandschrift“ bezeichnet wurde und Konsequenzen angekündigt wurden. (8) Eine Denunziation, wie Hitler geschrieben hatte, gab es also nicht.

Am 5. August 1806 befahl Napoleon seinem Kriegsminister, die Buchhändler in Augsburg und Nürnberg zu verhaften. „Es ist mein Wille, dass sie vor ein Kriegsgericht gezogen und in 24 Stunden erschossen werden. Es ist kein gewöhnliches Verbrechen, wenn man in den Orten, wo sich die französischen Armeen befinden, Schmähschriften verbreitet, um die Einwohner gegen sie aufzuhetzen; es ist Hochverrat ... Sie werden das Urteil in ganz Deutschland verbreiten lassen.“ (9)

Obwohl Palm bei einem Messebesuch Ende Juli in München von den Behörden gewarnt worden war, „mehr Vorsicht und Zurückhaltung in seinem Benehmen zu beobachten, wenn er sich nicht den grössten Gefahren aussetzen wolle“ (10), tauchte er nur kurzfristig unter, um dann nach Nürnberg zurückzukehren. Dort wurde er mit Hilfe eines Spitzels am 14. August verhaftet und über Ansbach nach Braunau gebracht, das damals noch von den Franzosen besetzt war. In den Vernehmungen bestritt er, mit

der Flugschrift verlegerisch etwas zu tun zu haben und den Autor zu kennen. Er habe die Pakete von einem unbekanntem Absender erhalten und diese an die beigelegten Adressen weitergeleitet. Dies war durchaus üblich, stimmte aber im konkreten Fall nicht. Palm kannte den Autor und war wohl der Verleger der Schrift.

Bei dem Militärgerichtsverfahren vor sieben französischen Obristen am 24. und 25. August in Braunau konnte Palm nichts nachgewiesen werden als die Verbreitung der Schrift. Palm, der keinen Verteidiger hatte, rechnete deshalb fest mit einem Freispruch und plante schon, seine Rückreise mit geschäftlichen Terminen zu verbinden. Am 26. August erfuhr er um 11 Uhr, dass er in drei Stunden hingerichtet werden würde. Unter großen Sicherheitsvorkehrungen, die Franzosen befürchteten Ausschreitungen der Bevölkerung, fand die Erschießung Palms statt. (11)

Ein Zeuge der Hinrichtung, der Donauwörther Stadtschreiber Leonhard Kremer, berichtete in seinem Tagebuch, dass zwei Stunden nach der Exekution Frau Palm mit einem Freund in Braunau eingetroffen sei. Dort ließ ihr der Stadtkommandant mitteilen, dass ihr Mann nicht mehr hier wäre. Man habe ihn entlassen und er sei auf einem anderen Wege in die Heimat zurückgekehrt. „'Das arme Weib', fährt Kremer fort, 'erfreut über diese Nachricht, vermutete nichts Böses und fuhr getrost wieder zurück, bis sie die Schreckenspost auf dem nächsten Ort erfahren haben mag.'“ (12)

Gleichzeitig mit Palm wurde gegen den Donauwörther Kaufmann und Weinhändler Joseph Schoderer verhandelt, der eine Broschüre mit dem Titel „Genealogie der Kaiserlichen Majestäten und Hoheiten“ verschickt hatte. Obwohl Schoderer in Braunau zusammen mit Palm zum Tode verurteilt wurde, unterblieb seine Hinrichtung. Zum einen setzte sich der bayerische König nachhaltig für ihn ein, zum anderen kannte sein Schwager, der Bürgermeister von Donauwörth Napoleon und seinen in München weilenden Kriegsminister Berthier persönlich. Zusammen führte dies zur Begnadigung Schoderers, der offensichtlich nur einen kurzen, relativ angenehmen Arrest in München absitzen musste, bevor „er zur Freude der Seinigen und der Mitbürger wieder in Donauwörth angelangt“ war. (13)

Allerdings gerieten die einzelnen Angeklagten aufgrund verschiedener Schriften ins Visier Napoleons und des französischen Militärs. Nur Johann Philipp Palm und dem aus Winterbach bei Schorndorf stammenden Augsburger Buchhändler Karl Friedrich von Jenisch wurde zur Last gelegt, „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ vertrieben

zu haben. Schoderer wurde, neben Peter Heinrich Merckle, dem Löwenwirt aus Neckarsulm, und dem Heilbronner Kaufmann Gottlieb Link, die miteinander in geschäftlichem Kontakt gestanden hatten, vorgeworfen, das gegen Napoleons persönliches Verhalten gerichtete Pamphlet „Die Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten“ weitergegeben zu haben. Die beiden österreichischen Beschuldigten, der Wiener Buchhändler Kupffer aus Wien und der Linzer Buchhändler Eurich, fielen nicht in französische Hände und konnten deshalb auch nicht belangt werden.

Jenisch wurde aufgrund des bayerischen Widerstandes nicht einmal nach Braunau transportiert und später den bayerischen Behörden übergeben. Merckle und Link kamen unmittelbar nach der Hinrichtung von Johann Philipp Palm am 26. August 1806 in Braunau an. Allerdings wurden auch sie den württembergischen Behörden übergeben und kamen deshalb auch sehr glimpflich davon. Mit der Hinrichtung von Johann Philipp Palm war das aus Napoleons Sicht notwendige Exempel statuiert.

Die Franzosen ließen das Urteil zur Abschreckung in 6000 Exemplaren drucken und vor allem an Rathäusern aushängen. Damit hatten sie zunächst auch Erfolg. So heißt es in einer kürzlich erschienenen Darstellung über den Untergang des Alten Reiches: „Das warnende Beispiel der Exekution Palms trug dazu bei, dass die Klagen über das Ende des Reiches und die Anklagen gegen Napoleon und die deutschen Fürsten nicht allzu laut und zahlreich erhoben wurden.“ (14)

Trotzdem galt Palm, auch wenn dies zunächst nicht öffentlich geäußert werden durfte, „als ein Märtyrer der guten Sache“. Sein Tod löste eine Welle der Hilfsbereitschaft für seine Frau und die drei Kinder aus. „Der Brite steuerte milde Beiträge für die unglückliche Familie der Gemordeten; in Petersburg trug der Kaiser Alexander und die Kaiserin Mutter großmüthig zu einer Sammlung bei; einzelne Städte in Deutschland, Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg, und Dorpat thaten dasselbe. Der Name Palm entflammte den Zorn der deutschen Krieger zu blutiger Rache.“ (15) In Marburg bildeten Studenten „unter dem Eindrucke der Ermordung Palms, einen geheimen Bund zur Wahrung deutscher Art und Freiheit“. (16)

Unstrittig war, dass die Erschießung Palms ein „Akt rechtloser Willkür“ war. Das Recht „wurde durch das geschilderte Vorgehen der Franzosen in ihrer Eigenschaft **tatsächlicher Gewalthaber**, die sich in diesem Falle **über** das geltende Recht

stellten, **willkürlich** gebrochen.“ (17) Es ging nicht um die konkrete Person und die konkrete Tat von Johann Philipp Palm. Es ging Napoleon um das abschreckende Beispiel.

Eine Ausnahme in der allgemeinen Einschätzung stellte Goethe dar, von dem berichtet wird, er habe gegenüber einem Besucher geäußert, dass Napoleon die Welt ungefähr „nach den nämlichen Grundsätzen dirigiere, wie er (Goethe, T.S.) das Theater. Er (Goethe, T.S.) fand es ganz in der Regel, dass er (Napoleon, T.S.) einem Schreier wie Palm, einem Prätendenten wie d'Enghien eine Kugel vor den Kopf schießen läßt, um das Publikum, das die Zeit nicht abwarten kann, sondern überall störend in die Schöpfungen des Genies eingreift, ein für allemal durch ein eklatantes Beispiel abzuschrecken.“ (18)

Indirekt billigte Goethe damit Johann Philipp Palm aber auch eine außergewöhnliche Rolle zu, indem er ihn in eine Reihe mit dem französischen Thronanwärter, dem Herzog von Enghien, stellte, den Napoleon ebenso widerrechtlich aus Ettenheim hatte entführen und in Vincennes hinrichten lassen.

Diese Verbindung wird auch in einigen zeitgenössischen antinapoleonischen Theaterstücken hergestellt. So traten der Herzog von Enghien und Palm gemeinsam in einem anonym um 1815 erschienen Stück mit dem Titel „Napoleon's Ankunft in der Hölle“ auf. Sie „fallen auf ihre Knie, und sprechen mit gefalteten Händen, und gen Himmel gerichtetem Blick: Barmherzigkeit, Gnade dem Sünder! - Gnade Napoleons! Vernichte ihn nicht, Barmherziger! - Er wußte nicht, was er that!“ (19)

In einem anderen antinapoleonischen Stück das am 20. Juni 1814 zum ersten Mal auf dem Hamburger deutschen Theater aufgeführt worden war, erschien Palm Napoleon wieder als Geist und bot ihm an, nie wieder zu erscheinen,

„... hältst Du, was Du versprachst.
D'rum setz Dich flugs zum Schreiben nieder,
Doch wache, dass du die Wahrheit sagst.
Dann sende, was Du schriebst nach Erlangen,
Meine trauernden Erben wohnen dort.
Sie werden Dein Buch mit Dank empfangen,
D'rauf geb' ich Dir mein Geisterwort.

Sie werden es kostenfrei verlegen
Auf prächt'ges Imperialpapier,
Theils deinet- und theils meinewegen;
Denn merke: Du dedicirst es **mir**.
Mir muß Du Dein Opus dediciren,
Mir, der durch Dich erschossen ward,
Dann werd' ich Dich nie mehr incommodiren.“ (20)

Im selben Jahr veröffentlichte August von Kotzebue, der 1819 in Mannheim von dem Studenten Sand ermordet werden sollte, eine „heroische Tragi-Comödie“ unter dem Titel „Noch Jemand's Reise-Abentheuer“, in dem selbstverständlich auch Johann Philipp Palm auftrat, der Napoleon vor der Schlacht in Leipzig warnte und sich folgendermaßen vorstellte:

„Einst sah ich Deutschland tief hinab gestoßen.
In die **Erniedrigung** durch deinen Uebermuth.
Und als ich heiße Thränen drum vergossen.
Mußt' ich dir büßen mit meinem Blut!“

In diesem Stück rechtfertigte sich Napoleon für die Erschießung:

„O ja, ich kenne dich recht gut.
Das Leben konnt' ich dir nicht schenken,
Man fand eine Schrift bei dir, die mich verhöhnt.
Ich hatte den lieben Deutschen das Denken
Schon damals ziemlich abgewöhnt.
Und konnte folglich nicht erlauben,
Dass man auf's neue zu denken begann.
Weil auf Gehorsam und blinden Glauben
Ich nur gegründet mein Vatikan.
Drum hast du selber dir beizumessen,
Dass dich erschossen meine Grenadier;
Doch diese Kleinigkeit sei vergessen...
Mir ist Europa zur Sklavin beschieden,
Der Rheinbund ist der Knecht im Haus...“

Palm droht Napoleon daraufhin sein politisches und militärisches Ende an:

„Es lauern schon die rüstigen Jäger,
Erwacht ist Gottes Straf-Polizei!
Es treten auf Millionen Kläger:
Die Wahrheit zeigt sich ohne Scheu!
O wäre ich nun noch ihr Verleger!
Triumph! Triumph! Deutschland ist frei!“ (21)

Zwei Jahre später, Napoleon war inzwischen nach Sankt Helena verbannt worden, erschien Palm ihm in einem weiteren Theaterstück als Geist, dieses Mal aber als Rachegeist.

„Du kennst mich wohl, schon oft erschien' ich
Dir blutend, wie Du jetzt mich siehst.
Das Strafamt zu vollziehen, dien' ich;
Denn nimmer weich' ich, wohin Du auch fliehst ...
Eh mag das Weltall in Glut zerschmelzen,
Eh Du von uns Erlösung gewinnst.“ (22)

Allerdings war Palm erst nach der völligen Umdeutung 'seiner' Broschüre für die Befreiungskriege unter preußischer Führung propagandistisch 'verwendbar'. Das Büchlein gehörte, worauf Wolfgang Burgdorf erst kürzlich sehr eindrücklich hinwies, im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts „zum Bildungskanon des deutschen Bürgertums“. „Diese Rezeptionsgeschichte verdankte sie ihrem Image als antifranzösische Kampfschrift. Das war sie auch, aber sie war auch eine leidenschaftliche Anklage gegen das preußische Neutralitätssystem. Der Verfasser hielt den Baseler Frieden von 1795 für ursächlich für die Unglücksfälle, welche das Deutsche Reich zwischen 1795 und 1806 trafen. Unverzeihlich schien es ihm auch, dass Preußen Österreich im Dritten Koalitionskrieg und bei Austerlitz allein gelassen hatte... Der Reichspatriot Palm wurde zum ersten Märtyrer der durch Preußen bewerkstelligten nationalen Wiedergeburt.“ (23)

Zu der Kritik an Preußen kam noch die massive Kritik an den Fürsten des Rheinbundes, die 1813, nachdem der militärische Stern Napoleons zu sinken begann, die Seiten wieder wechselten, um ihre Gewinne aus dem Rheinbund in die neue Zeit

zu retten. Auch sie hatten verständlicherweise kein Interesse an einer Auseinandersetzung über die berechtigten Vorwürfe in Palms Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“.

Deshalb spielte Johann Philipp Palm nach dem Ende der Befreiungskriege und der Enttäuschung über das Scheitern der nationalen und freiheitlichen Hoffnungen zunächst kaum eine Rolle in der Erinnerungskultur. Im vom österreichischen Staatskanzler Metternich kontrollierten Vormärz konnte man schlecht einen Verleger feiern, der u.a. ein Opfer der fehlenden Pressefreiheit geworden war, nachdem die Pressefreiheit nach 1819 in Deutschland erneut unterdrückt wurde.

Palm war für die Nachwelt zunächst und völlig berechtigt das Opfer Napoleons. „So starb P.(alm, T.S.), unschuldig, als Opfer der Despotie des damaligen Tyrannen von Europa.“ (24) Noch Mitte der sechziger Jahre erschien in einer populären Zeitschrift „für die gebildete Welt“ eine rührselige Erzählung unter dem Titel „Palms Laufbursch“. Sie endete mit dem Satz. „Heute aber sind es fünfzig Jahre, dass Palm der napoleonischen Tyrannei zum Opfer gefallen.“ (25)

Mit dem deutsch-französischen Krieg wandelte sich diese Einstellung. Besonders schön sieht man dies bei Wilhelm Ganzhorn von dem das Gedicht „Im schönsten Wiesengrunde“ stammt. Er schrieb eine kleine Broschüre über Peter Heinrich Merckle und Gottlieb Link. In seiner Einleitung heißt es: „So gewaltig der Herrscher Napoleon in seinem Kaisermantel vor uns stehen mag: eine einzige That schon ist es, die diesen Mantel mit einem dunklen Male bedeckt hat, eine That, deren Gedenken dem deutschen Patrioten unvergeßlich bleibt: Dieses Mal ist das für die deutsche Sache geopfert Blut des Märtyrers **Palm**.“ Am Ende seiner Schrift fügte Ganzhorn dann noch an, dass er die Schrift schon vor Kriegsausbruch vollendet hatte; „der Druck wurde aber durch den von unserm fränkischen Nachbarn so freventlich veranlaßten Krieg hinausgerückt, welcher, Dank der kräftigen Leitung und dem innigen Zusammenwirken der deutschen Stämme – so herrliche Tage über unser Vaterland hat leuchten lassen.“ (26)

Erst nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 wurde Palm zu einem „Opfer französischer Tyrannei in Deutschland ... Die brutale That erregte im deutschen Volk ingrimmigen Haß gegen den rohen Gewalthaber und seine feigen Schergen sowie das Bewußtsein der tiefen Erniedrigung Deutschlands. 1866 wurde P. in Braunau ein

lebensgroßes Bronzestandbild ... errichtet. Sein Haus in Nürnberg hat König Ludwig I. (von Bayern, T.S.) durch eine Gedenktafel ausgezeichnet.“ (27)

Auch für Heinrich von Treitschke war die Erschießung Palms der erste Justizmord Bonapartes auf deutschem Boden. Allerdings fällt er ein vernichtendes Urteil über die Broschüre „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“. Für ihn war es „ein treugemeintes, gefühlsseliges Schriftchen“, ein „Stoßseufzer des harmlosen Spießbürgertums“. (28) Offensichtlich hatte der glühende Preußenverehrer die Broschüre in ihrer antipreußischen Haltung richtig verstanden und lehnte sie wohl auch deshalb ab.

In einer zweibändigen Napoleon-Biographie von 1908 wurde die Erschießung Palms „als die Geburtsstunde des deutschen Napoleonhasses“ bezeichnet; „denn so manchen Schimpf Napoleon dem deutschen Volke bisher angetan hatte: Palms Andenken in vaterländisch gesinnten Herzen war das des ersten Märtyrers um der Auflehnung willen gegen den Zwingherrn Deutschlands.“ (29)

Ganz ähnlich lautete die Einschätzung der Folgen der Hinrichtung Palms auch noch 100 Jahre später in einer der jüngsten Napoleon-Biographien. „Mit diesem Willkürakt verscherzte sich Napoleon rasch die Sympathien derer, die ihm diesseits des Rheins als Retter zugejubelt hatten. Ihre Bewunderung schlug nun in Abneigung und Hass um.“ (30)

Einen ersten Höhepunkt erreichte die nationale Palmverehrung am 100. Todestag 1906. Zahlreiche Bücher und Theaterstücke erschienen zu diesem Gedenktage. In Braunau fand eine große Palmfeier statt, wie der Schwäbische Merkur berichtete. Zunächst hatte im Theater eine Aufführung des fünftaktigen Trauerspiels „Johann Philipp Palm“ von Alfred Ebenhoch, dem Landeshauptmann von Oberösterreich, stattgefunden. Fast sämtliche noch lebende Mitglieder der Familie Palm, der württembergischen wie der bayerischen Linie, hatten sich eingefunden, „um Denkmal und Grab des unglücklichen heldenmütigen Ahnherrn mit Kränzen und Blumen zu zieren“. Die bedeutendsten Buchhändlervereinigungen Deutschlands und Österreichs waren ebenso vertreten wie der Verband deutscher Journalisten- und Schriftstellervereine. Letztere bezeichneten Palm als „den Märtyrer des freien Worts, für den Blutzugewagen des Zeugniszwangs, gegen den heute noch gekämpft werde.“

Höhepunkt der Veranstaltung war dann ein Festzug mit allen Vereinen der Stadt und den auswärtigen Besuchern zum Denkmal. (31)

Die Instrumentalisierung von Palm und der übrigen Angeklagten für nationale Zwecke war aber nicht auf Konservative oder Nationalsozialisten beschränkt. Der katholische Geistliche Ernst Bauer aus Ludwigsburg war Biograph und Freund des Zentrumspolitikers Matthias Erzberger, der 1921 von Nationalisten ermordet worden war. Bauer verfaßte 1930 ein Heimatspiel mit dem Titel „Der Löwenwirt von Neckarsulm. Peter Heinrich **Merckle**, ein Leidensgenosse Palms, ein Opfer napoleonischer Grausamkeit“. In seinem Geleitwort verknüpfte Bauer problemlos die Situation des Jahres 1930 mit dem Jahr 1806. Innigste Heimatliebe sei Merckles und Palms 'Verbrechen' gewesen. Deswegen mußte Merckle „bitterste Kerkerhaft und qualvolle Todesangst erleiden. Für die Heimat haben Millionen unserer Volksgenossen ihr Leben hingegeben. Wie teuer muß uns sein, was mit so kostbarem Preise bezahlt wurde.“ (32)

Palm wurde also in weiten Bevölkerungskreisen „als Märtyrer gefeiert“. (33) Im Dritten Reich behaupteten die neuen Machthaber sogar, dass Palm „in Deutschland sofort als Blutzeuge der nationalen Idee gefeiert“ worden sei. „Das Sterben P.s in Braunau, der Vaterstadt Adolf Hitlers, beeinflusste diesen in seiner Jugend tief.“ (34)

Die Autoren bemühten sich, aus der zufälligen Verbindung 'Braunau' einen Zusammenhang zwischen Johann Philipp Palm und Adolf Hitler herzustellen. So hieß es schon 1933 in einer Darstellung von Palm, dass dieser sein Leben mit der Preisgabe des Autors von 'Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung' hätte retten können; „er fällt lieber aufrecht, tapfer und ehrenhaft: ein Beispiel für alle Zeiten. Dafür wuchs in Braunau ein anderer Mann in die Wirrnis einer späteren Zeit, der sie mit festem Griff entwirrte. Die Schüsse der französischen Soldaten sind längst verhallt und in den Bäumen um Braunau rauscht mächtig ein anderes Lied: Ein Lied von braunen Bataillonen.“ (35) Ein anderer Autor bemühte in seinem Roman sogar einen französischen Offizier um mit dessen frei erfundenen Worten eine Verbindung zwischen Palm und Hitler herzustellen. „'Es müßte keinen Gott im Himmel geben', hallte seine Stimme über den Platz hin, 'wenn aus diesem Boden und aus der Ehre und Liebe dieses Helden nicht noch einmal einer kommen sollte, der größer ist als wir, und auf den die Welt sehen und hören muß, ob sie will oder nicht!'" (36)

In einem Lebensbild von 1938 wurde er für die neue Zeit des Nationalsozialismus in Anspruch genommen. „So mußte er vernichtet werden, um in demselben Augenblick als ewig brennende Fackel an dieser neuen Wegstrecke unseres Volkes zu stehen. Sie leuchtet auf weite Strecken in die neue Zeit.“ (37)

Aber auch in einem Roman der Nachkriegszeit, der sich in starkem Maße auf Publikationen aus dem Dritten Reich stützte, wurde Palm erneut instrumentalisiert. „Indem er von Deutschland spricht und sich an die Deutschen wendet, stellt er das Volk als neue, als die eigentliche geschichtliche Größe ins Bewußtsein.“ (38)

Selbst in der DDR, die ihn als Patrioten bezeichnete, wurde Palm für die eigenen Zwecke missbraucht. 1953 erschien in Ostberlin eine Erzählung über ihn von Georg Krüger. In seiner Einführung stellte Krüger den Zusammenhang zwischen 1806 und 1953 her: „Viel tiefer noch als 1806/07 ist die Erniedrigung, die unser Vaterland heute in seinem westlichen Teil erleidet, wo unter harter fremder Besatzung, Willkür und kapitalistischer Ausbeutung mit Hilfe gewissenloser Verräter aus dem eigenen Lande der grausame Faschismus und der ewig kriegslüsterne Militarismus neu entstehen ... Johann Philipp Palm aus Nürnberg, ein wahrer Märtyrer der deutschen Freiheit, ist allen, die heute um die Befreiung ihres Vaterlandes ringen, ein Vorbild. Sein Name ist unsterblich wie die Namen ungezählter Söhne und Töchter der Nation, die zu seiner Zeit und später bis in die jüngsten Tage hinein ihr Leben einsetzten für ein neues, friedliebendes, schöneres Deutschland.“ (39)

Mitte der sechziger Jahre erschien in der Bundesrepublik eine dramatische Skizze zu Johann Philipp Palm. Nun wurde aus dem Patrioten und deutschen Nationalisten der früheren Jahrzehnte der Vertreter der kleinen Leute und Opfer der Diktatur. In einem fiktiven Gespräch mit Napoleon erklärt Palm am Ende des Stückes: „Doch als ich zum Richtplatz geführt wurde, da straffte mich eins: Der Wille, träfe ich Euch, den Kaiser Napoleon, im Jenseits, Euch entgegenzutreten als Anwalt der vielen, deren Leben Ihr vernichtet habt, als Anwalt des Gewissens und der Ehrfurcht vor dem Leben.“ (40)

Dabei wissen wir über die politische Einstellung Palms nichts. Vielleicht teilte er die Auffassung der Flugschrift, da er sie verlegt hatte. Vielleicht versprach er sich davon aber auch nur einen kommerziellen Erfolg. Er war kein Aufrührer, kein bewusster 'Vorkämpfer' der Befreiungskriege und sicherlich kein „Blutzeuge der nationalen Idee“. Er wollte für keine Sache sterben, weigerte sich aber, den Autor der Schrift zu

verraten. Er geriet eher zufällig in das Räderwerk der großen Politik und wurde das Opfer der napoleonischen Willkür und der fehlenden Grundrechte der Meinungs- und Pressefreiheit. Insofern spiegelt nicht sein Tod, sondern dessen Verwendung für die jeweiligen politischen Zwecke die Geschichte Deutschlands im 19. und den ersten zwei Dritteln des 20. Jahrhunderts wider. Nicht das Leben von Johann Philipp Palm, sondern das Nachwirken seines Todes ist ein typisches deutsches Schicksal im 19. und 20. Jahrhundert, bis zu seinem weitgehenden Vergessen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts.

Es dauerte nahezu 200 Jahre, bis Johann Philipp Palm nicht mehr für Zwecke missbraucht wurde, die ihm völlig fremd waren. Seit 2002 wird alle zwei Jahre der mit 20.000 Euro dotierte Johann-Philipp-Palm-Preis für Meinungs- und Pressefreiheit verliehen, der von Maria und Johann-Philipp Palm aus Schorndorf, die mit Johann Philipp Palm verwandt sind, gestiftet wurde. „Mit der Preisverleihung will die Palm-Stiftung dazu beitragen, im Inland wie im Ausland Meinungs- und Pressefreiheit als unabdingbare Voraussetzung jeder Demokratie durchzusetzen und zu bewahren. Beide nehmen eine überragende Stellung im freiheitlich-demokratischen Verfassungsgefüge ein und wollen ständig neu gewonnen sein.“ (41)

Anlässlich des 200. Todestages von Johann Philipp Palm, an den in Braunau in zahlreichen Veranstaltungen sehr würdig gedacht wurde, wurde erneut versucht, ihn politisch zu instrumentalisieren, dieses Mal im Vorfeld der österreichischen Nationalratswahlen vom 1. Oktober 2006. Die weit rechts stehende FPÖ, die sich bis dahin nie für Johann Philipp Palm interessiert hatte, organisierte zusammen mit Burschenschaften eine eigene Gedenkveranstaltung am 26. August 2006. Allerdings blieben die befürchteten Auseinandersetzungen mit linken Gegendemonstranten aufgrund der starken Polizeipräsenz aus.

Johann Philipp Palm musste sterben, weil er eine Schrift verbreitet hatte, die einem absoluten Herrscher missfiel. Ohne Rechtsstaat, ohne Meinungs- und Pressefreiheit war er der Willkür der Obrigkeit ausgeliefert. Ein leider bis heute in weiten Teilen der Welt verbreiteter Zustand. Deshalb ist das Erinnern an Johann Philipp Palm auch heute noch so wichtig.

Anmerkungen

1. Denkwürdigkeiten des Bayerischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas (1799-1817). Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Max Freiherrn von Freyberg-Eisenberg und herausgegeben von Ludwig Grafen von Montgelas, Stuttgart 1887, S. 132.
2. Adolf Hitler, Mein Kampf, München 1933 (54. Auflage), S. 1/2.
3. Willy Andreas, Johann Philipp Palm. Zur einhundertfünfzigsten Wiederkehr seines Todestags 26. August 1956; in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 21 (1958), S. 18 - 68. Bernt Ture von zur Mühlen, Napoleons Justizmord am deutschen Buchhändler Johann Philipp Palm, Frankfurt am Main 2003.
4. Von zur Mühlen (wie Anm. 3), S. 22 - 24.
5. Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung, 2. Neuabdruck, eingeleitet von Rich. Graf Du Moulin Eckart, Leipzig 1906, S. 7.
6. Ebd., S. 22.
7. Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg. Auf Napoleons Befehl hingerichtet zu Braunau den 26sten August 1806. Ein Beitrag zur Geschichte des leztern Jahrzehnds. Der theilnehmenden Menschheit, uns insbesondere den edlen Wohlthätern gewidmet, von der Palmischen Familien, Nürnberg 1814, S. IV+V.
8. Zit. nach Andreas (wie Anm. 3), S. 27.
9. Zit. nach von zur Mühlen (wie Anm. 3), S. 45/6.
10. Zit. nach Denkwürdigkeiten (wie Anm. 1), S. 131.
11. Vgl. dazu von zur Mühlen (wie Anm. 3), S. 77 - 81.
12. Ludwig Auer, Joseph Schoderer, Kaufmann und Weinhändler in Donauwörth, Donauwörth 1904, S. 43/4.
13. Ebd., S. 37.
14. Wolfgang Burgdorf, Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806, München 2006, S. 165.
15. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexicon) in zehn Bänden, siebenter Band, Leipzig (Brockhaus) 1819, S. 206.
16. Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Erster Teil. Bis zum zweiten Pariser Frieden, 9. Auflage, Leipzig 1913 (Nachdruck, Königstein/Ts. 1981, S. 304.

17. Deutsches Rechtsleben während des 19. Jahrhunderts. Lehrreiche Rechtsfälle gesammelt und bearbeitet von Rudolf Stammler, München 1932, S. 41.
18. Zit. nach Flodoard Frhr. von Biedermann, Goethes Gespräche, Gesamtausgabe, 2. durchgesehene und stark vermehrte Auflage, 1. Band, Leipzig 1909, S. 546.
19. Napoleon's Ankunft in der Hölle. Eine Posse in einem Act, o.O., o.J., S. 31.
20. Die letzte Reise des Herrn Noch Jemand. Eine heroische Tragi-Comödie in einem Act, Hamburg 1814, S. 29.
21. A. v. Kotzebue, Noch Jemand's Reise-Abentheuer. Eine heroische Tragi-Comödie. Seitenstück zum Flußgott Niemen und Noch Jemand, o.O. 1814, S. 24/5.
22. Sanct Helena und Noch Jemand. Eine Tragikomödie für ganz Europa in einem Act, Hamburg 1816, S. 25/26.
23. Burgdorf (wie Anm. 14), S. 255/6.
24. Allgemeine Realencyclopädie oder Conversationslexicon für das katholische Deutschland, Siebenter Band, Regensburg 1848, S. 1025.
25. Franz Freiherr von Ditfurth, Palms Laufbursch. Nach authentischen Familienpapieren erzählt; in: Freya. Illustrierte Blätter für die gebildete Welt 5/1865, S. 145.
26. W. Ganzhorn, Löwenwirth Peter Heinrich Merckle von Neckarsulm und Kaufmann Gottlieb Link von Heilbronn, die Genossen des am 26. August 1806 erschossenen Buchhändlers Palm von Nürnberg. Nach mündlichen Mittheilungen und schriftlichen Ueberlieferungen. Zu patriotischen Zwecken, Heilbronn 1871, S. 3/4 und 29.
27. Meyers Konversations-Lexikon, Zwölfter Band, Leipzig 1877, S. 513.
28. Treitschke (wie Anm. 16), S. 236.
29. Oskar Klein-Hattingen, Napoleon der Erste. Eine Schilderung des Mannes und seiner Welt, Erster Band: Von 1769-1806, Leipzig 1908, S. 600.
30. Johannes Wilms, Napoleon. Eine Biographie, München 2005, S. 448.
31. Schwäbischer Merkur Nr. 398 v. 28.8. 1906, S. 3/4.
32. Ernst Bauer, Der Löwenwirt von Neckarsulm. Peter Heinrich Merckle, ein Leidensgenosse Palms, ein Opfer napoleonischer Grausamkeit. Heimatspiel in 5 Bildern mit einem Vorspiel, Neckarsulm 1930.
33. Der Große Brockhaus, Vierzehnter Band, Leipzig 1933, S. 87.
34. Meyers Lexikon, Achter Band, Leipzig 1940, S. 821.

35. Hermann Thimmermann, Erschossen in Braunau. Das tragische Schicksal des ritterlichen Verlagsbuchhändlers Johann Philipp Palm aus Nürnberg, München 1933, vordere Umschlagseite.
36. Werner May, Buchhändler Palm. Ein deutsches Heldenschicksal aus dem Jahre 1806, Breslau 1935, S. 71.
37. Martin Riegel, Der Buchhändler Johann Philipp Palm. Ein Lebensbild. Mit einem vollständigen Abdruck der Schrift "Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" Hamburg 1938, S. 10.
38. Heinz Mahncke, Der einsame Ruf. Vom Leben und Sterben des Johann Philipp Palm, Hamburg 1960, S. 276.
39. Georg Krüger, Johann Philipp Palm. Vom Kampf und Opfertod eines guten Deutschen. Mit zwei Erzählungen aus den Befreiungskriegen 1813/15, Berlin 1953, S. 14.
40. Heinrich Rogge, Nürnberg 1806. Das Schicksal des Buchhändlers Johann Philipp Palm. Dramatische Skizze in 6 Bildern, Hannover 1967, S. 31.
41. Zit. nach der Satzung der Palm-Stiftung.

Dank

Dr. Ulrich Palm, Mitglied des Vorstandes der Palm-Stiftung e.V. Schorndorf

An Preisentscheidung und Preisverleihung wirken zahlreiche Menschen mit, die sich einbringen, den Grundgedanken des Preises tragen und den Zweck des Aktes ausfüllen. Der Preis steht unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg, Günther Oettinger. Preisträger werden – insbesondere von unseren Kooperationspartnern „amnesty international“ und „Reporter ohne Grenzen“ – in ausführlichen Dossiers vorgeschlagen. Die Mitglieder des Kuratoriums wägen ab, treffen nach dem Austausch der Argumente sorgsam ihre Entscheidung.

Zum Gelingen der Preisverleihung tragen zahlreiche Personen bei. Die Preisträger werden von Übersetzern begleitet, der musikalische Rahmen ist zu gestalten, die Räumlichkeiten zu organisieren. Nicht zuletzt ist auch diese Dokumentation zu erstellen. Hierfür dankt die Palm-Stiftung allen Beteiligten sehr. Neben den Autoren, deren Beiträge hier veröffentlicht sind, und den Redakteuren sollen an dieser Stelle drei Personen genannt werden, die seit der ersten Preisverleihung entscheidend mitgewirkt haben: Herr Dr. Manfred Caspari, Vorsitzender des Kuratoriums der Palm-Stiftung, Herr Oberbürgermeister a.D. Winfried Kübler, Mitglied des Kuratoriums, sowie Frau Dr. Waltraud Hirsch, die viele Dinge organisiert und auf den Weg gebracht hat.